

Johannes Wirth
Ungeschminkt

www.fontis-verlag.com

Johannes Wirth

Ungeschminkt

*Inspirationen aus meinem
Alltagsleben*

fontis

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet über www.dnb.de abrufbar.

© 2020 by Fontis-Verlag Basel

Die Bibelstellen wurden folgenden Übersetzungen entnommen: Revidierte
Lutherbibel 2017; Neue Genfer Übersetzung 2011; Hoffnung für alle 2015;
Lutherbibel 1984; Zürcher Bibel 2019; Revidierte Elberfelder Bibel 2008;
Einheitsübersetzung 2016

Umschlag U1: Severin Höin, GvC Winterthur
Umschlag U4 und Klappen: René Graf, Fontis-Verlag Basel
Fotos Umschlag und Klappen: Copyright by Johannes & Erika Wirth
Satz: InnoSet AG, Justin Messmer
Druck: Finidr
Gedruckt in der Tschechischen Republik

ISBN 978-3-03848-204-8

Inhalt

Legen wir los!	7
Teil 1: Lebensspuren und mehr	11
1 Gib nie auf – meine Lebensspuren.	13
2 TownVillage: Ein Traum wird wahr.	21
3 Warum ich nie aufhören werde, Kirche zu lieben. . . .	27
4 Gott versorgt – wirklich?	33
5 Tragende Arme	41
6 Menschen in Trauer begegnen	47
7 Mein unfassbarer Gott	53
8 Sex in der Ehe – darüber reden wir	59
9 Beziehungen leben: Verschenken & Empfangen	69
10 Wenn Beziehungen zerbrechen	75
11 Einsamkeit und die Antwort der Kirche.	81
12 «Social lifting» und Gourmet-Christen.	87
13 Erika, die Frau an meiner Seite	91
Teil 2: Selbstführung und Lebensgestaltung.	101
14 Mir selber vorstehen, das Leben formen	103
15 Sabbatbraut	105
16 Werkzeugkasten	107
17 Eine satte Seele?	111
18 Sssss: Die Mücke über unserem Kopf	115
19 Geh hin in dieser deiner Kraft	121
20 Die Kraft von Leitworten	127

21 Offene und geschlossene Türen	131
22 Von der Vision zur Realität	135
23 Unterschätze die kleinen Anfänge nicht.	143
24 Unter wessen Augen lebe ich?	149
25 Lebensbegleiter	155
Teil 3: Leiterfunktion und Selbstreflexion.	159
26 Andere führen – Selbstreflexion.	161
27 Alleine oder im Team?	165
28 Lästige Prozesse und Strukturen?	167
29 Klare Führung?	171
30 Ein begeisterndes Bild malen	175
31 Der Prägungsfaktor.	181
32 Führungsautorität gewinnen	189
33 Veränderungsprozesse und Spezialisten.	193
34 Die Kraft der Einheit	199
Teil 4: Wir Ferienmacher	205
35 Eine spezielle Leidenschaft	207
36 Ferien-Geheimnisse	213
37 Israel-Reisen	219
38 Ferien am Meer	225
39 Kreuzfahrten.	231

Legen wir los!

So schön, dass du mein Buch in den Händen hältst! Damit du beim Lesen mehr Gewinn hast, gleich noch einige Gedanken dazu.

Zugegeben, dieses Buch ist anders als die meisten anderen. Es ist weder Biografie noch Autobiografie, noch behandelt es ausführlich ein bestimmtes Thema; auch haben die vier Buchteile keinen direkten inhaltlichen Zusammenhang. Der rote Faden, der sich durch all die Texte zieht, besteht aus den vielen Erfahrungen aus meinem Alltagsleben.

Ich weiß natürlich, dass es eine große Anzahl von Menschen gibt, die es nicht so sehr mit dem Lesen von Büchern haben. Darum habe ich meine Gedanken in vier Teile gegliedert und innerhalb der einzelnen Buchteile kurze, knackige, in sich abgeschlossene Kapitel eingesetzt.

Am besten beginnst du mit dem ersten Kapitel, das gibt einen ganz kurzen Überblick über mein Leben. Anschließend kannst du unbeschwert in jene Teile und Kapitel reinspringen, die dich wirklich interessieren. So eignet sich das Buch auch dazu, alle paar Tage nur ein paar Seiten zu lesen. Falls du dich dann irgendwann fragen solltest, wie die Geschichte meines Lebens, der Kirche oder der Stiftung *wirklich* war, dann empfehle ich dir mein erstes Buch «Gib nie auf!». Es ist zwar bald vergriffen, aber antiquarisch lässt es sich immer noch finden.

Ich bin mir voll bewusst, dass der Inhalt meiner Texte nicht bis ins Detail ausgewogen ist, auch habe ich das Geschriebene nicht zehn oder zwanzig Mal hinterfragt. Nach längerem Ringen habe ich mich dazu entschieden, es so zu veröffentlichen, wie es ist,

ungeschminkt eben. Denn so widerspiegelt es am authentischsten die Person, die ich bin.

Wenn nun meine Erfahrungen, zusammengetragen aus den letzten vierzig Jahren, dich für dein Alltagsleben da und dort inspirieren, ermutigen und gar zum Nachdenken führen können, dann ist mein Ziel erreicht. Und ja, vielleicht ist es durchaus so, dass ich selbst am meisten von diesem Buch profitiere, denn es brachte mich dazu, vertieft über mein Leben nachzudenken, ganz viele Dinge nochmals Revue passieren zu lassen und sie zu bündeln.

Zum guten Start gehört auch der Dank

Ich weiß, es gehört zum Wesen von Büchern, dass darin gedankt wird. Ich tue es nicht aus Tradition, sondern aus allertiefstem Herzen. Denn ich bin mir voll bewusst und halte es mir immer wieder vor Augen, wie viele Weggefährten all das, was aus meinem Wirken herausgewachsen sein mag, mit ihrem Mitgestalten, ihren Finanzen und dem Aushalten meiner Person überhaupt erst ermöglichten.

Ich danke zuallererst meiner Frau Erika, die ich mehr liebe und schätze denn je, und meinen Töchtern Judith und Esther, die mit meinen Grenzen als Vater umgehen mussten. Und ja, auf euch bin ich mega stolz.

Ich danke meinen engsten Freunden, jahrzehntelangen Wegbegleitern, Glaubensgeschwistern und Mitkämpfern in so vielen «Schlachten»: Marcel Mettler, Markus Reichenbach, Stefan Reichenbach, Beat Weber. Hey, ihr seid trotz allem Schwierigen nicht an mir irreworden. Und das Schönste ist: Wir sind nach wie vor Freunde. Das ist ein riesiges Geschenk.

Mein Dank geht auch an alle Ältesten und Mitleiter der Kir-

che, den Stiftungsräten der Quellenhof-Stiftung, aber auch an Susanne Gysin, meine Assistentin, ohne die wohl vieles im Chaos geendet hätte. Herzlichen Dank auch an Simone Siddiqui-Reichenbach für das Aufzeichnen des Gesprächs mit meiner Frau.

So, irgendwie wird's jetzt schwierig, denn so viele Namen pulsieren durch mein Herz und meinen Kopf. Namen von Freunden, Namen von Ermutigern, die mir mit ihren Finanzen, Worten und Taten immer wieder neuen Schub gaben. Ihr seid so zahlreich; verzeiht mir, dass ich nicht jeden von euch nennen kann. Denn wenn ich es zu tun versuchte, würde ich dabei doch glatt einige vergessen.

Danken will ich aber nun vor allem meinem himmlischen Vater, der einen Versager wie mich aus dem Meer des Elends gefischt hat und ihm ein so großes Werk anvertraut hat. Ich muss schon sagen: Mein Gott ist offenbar ein Gott, der es liebt, höchste Risiken einzugehen.

Teil 1
Lebensspuren
und mehr

Kapitel 1

Gib nie auf – meine Lebensspuren

Ich machte früh Karriere.

Schon in der zweiten Klasse.

Und zwar eine Karriere als Versager.

Meine gesamte Schulzeit war davon geprägt. Schlechte Noten. Ablehnung. Mobbing. Gehänselt-Werden. Ständig auf der Suche nach Anerkennung.

In der Schule konnte ich kaum stillsitzen. Warum, wusste niemand. Ich musste zu einer Psychiaterin. Nach diversen Tests sagte sie zu meinen Eltern: «Aus Ihrem Sohn wird nie etwas Rechtes werden.»

Heute weiß ich, ich bin ein ADHS-ler, habe also, wie man das im Fachjargon nennt, eine sogenannte Aufmerksamkeitsdefizit-Hyperaktivitätsstörung. Aber diese Diagnose konnte man damals noch nicht.

Ich überlebte knappe acht Schuljahre, dann schmiss ich die Schule und begann in der Westschweiz eine Lehre als Landwirt. Nach acht Monaten brach ich sie ab.

Die einzige Ausbildung, die ich zu Ende führte, war eine einjährige Schulung als Briefträger.

Und nein, ich studierte nie Theologie.

Mit zwanzig Jahren heiratete ich Erika. Doch schon in der Freundschaftszeit war sie spürbar, und auf der Hochzeitsreise kam sie dann erst so richtig zum Vorschein: die krankhafte Eifersucht meiner Frau. Wir warfen uns nicht nur Worte, sondern auch Gegenstände an den Kopf. Das Leben wurde zum Horrortrip.

Psychiater und Eheberater, beide rieten uns zur Scheidung.

Nach zwei Jahren vertrauten wir Jesus unser Leben an. An diesem Punkt begann ein langer Heilungsprozess. Bei Erika war die Eifersucht das große Thema, bei mir waren es meine tief eingegrabenen Minderwertigkeitsgefühle.

Depressionen

Doch vor mir türmte sich auch noch ein anderes Hindernis auf. Rund zwei Jahrzehnte lang litt ich wiederholt an Depressionen. In gewissen Abständen verdunkelte sich meine Seele, was sich anfühlte wie das Einfahren in einen dunklen Tunnel. War ich mal drin, wusste niemand, ob ich je wieder herauskommen würde oder womöglich den Ausweg gar nie mehr finden könnte.

Nach rund zwanzig Jahren erlebte ich das Wunder einer übernatürlichen Heilung.

Unterwegs mit Gott

Meinen Weg zum Glauben fand ich in der damals rund sechzig Personen umfassenden GvC (Gemeinde von Christen).

Teil dieser Kirche war auch Rolf. Er pflanzte in mir den Wunschtraum, eine Jugendgruppe aufzubauen. Ich hatte keine Ahnung, wie das gehen sollte, aber ich lud andere Menschen ein, diesen Traum mit mir zu träumen.

Neben meinen wechselnden Berufen folgte auf ehrenamtlicher Basis über Jahre hinweg eine knochenharte, unspektakuläre Aufbauarbeit. Ich war oft nahe daran, alles aufzugeben, alles wegzuschmeißen, aber ich weigerte mich, solchen Gedanken den von ihnen so unangenehm-dominant geforderten Raum zu geben und diesen letzten Schritt zu tun.

Langsam, sehr langsam, begannen die Jugendgruppe und dann auch die Gemeinde zu wachsen. Da war kein fester Pastor vor Ort. Mehrmals hatte ich den Eindruck, tief in mir drin eine Stimme zu vernehmen, die mir leise sagte, ich solle aus dem säkularen Berufsleben aussteigen und diese Lücke ausfüllen. Aber das kam für mich nicht in Frage, denn ich hatte bei meinem Vater miterlebt, was es für ihn hieß, Pfarrer zu sein. Dazu kam, dass ich meinen damaligen Beruf von ganzem Herzen liebte.

Doch die innere Stimme verstummte nicht. Ich war gerade mal 32-jährig, als ich meinen Beruf als Produktmanager mit den vielen Auslandsreisen kündigte und ohne festes Gehalt in der GvC-Gemeinde als Pastor begann.

Was macht ein Pastor?

Ich wusste es nicht.

Doch da kam ein neuer Traum in mein Herz: der Nehemia-Traum. Nehemia ist der Mann aus der Bibel, der in Babylon hörte, dass die Mauern in Jerusalem zerstört waren und die dortigen Menschen deshalb immer wieder ausgeraubt wurden. Er verließ seinen Traumjob, reiste in seine Heimat und begann damit, die Mauern der Stadt wieder aufzubauen.

In unserer Stadt Winterthur war auch vieles kaputt, und es gab Menschen genug, deren Seelen andauernd ausgeraubt wurden. Sie saßen in den Szenelokalen und schlugen die Stunden und Tage tot. So entwickelte sich in mir der Nehemia-Traum, den Menschen in unserer Stadt zu dienen.

Ich teilte meine Gedanken mit meiner Jugendgruppe. Dann ging's los: Sieben Jahre lang, Sommer und Winter, suchten wir an jedem zweiten Samstagabend mit einem Grill- und Getränkestand das Gespräch mit kirchenfernen Menschen auf der Gasse. Wir nahmen uns vor, einfach für sie da zu sein. Und das waren wir.

Quellenhof-Stiftung

An einem unserer Samstagabende bat mich ein junger Mann, zu seinem Freund mitzukommen. Da traf ich, nennen wir ihn Gerd, den allerersten Drogensüchtigen, dem ich je begegnete. Er war gerade auf Entzug und ich so voller Eifer, dass ich ihn in einer halben Stunde «bekehrte».

Doch ich ließ es nicht dabei bewenden; ich begann ihn zu begleiten, machte dabei aber so ziemlich alles falsch. Doch jetzt wusste ich, wofür ich da war: für Menschen vom Rande der Gesellschaft. Und sie kamen: Drogensüchtige, psychisch Kranke, ja auch eine Pyromanin, oft mitsamt ihren Angehörigen. Meine Frau und ich betreuten sie, manchmal auch mittendrin in unserem täglichen Familienleben, und die riesige Drogenszene am Zürcher Platzspitz wurde zu einem meiner Arbeitsorte.

Doch da war ein riesiger Berg: Wollte einer wirklich aus dem alten Leben aussteigen, fand sich nur sehr, sehr schwer ein freier Therapieplatz. Da kam ein neuer Traum in mein Leben, eine Wachvision beim Beten vor meinem Bett. Ich sah die Quellenhof-Stiftung in ihrem ganzen Ausmaß vor mir ...

Ich teilte diesen Traum mit den Gemeindeältesten – aber sie sahen nicht, was ich sah.

Unverständlich für mich.

Und doch irgendwie auch wieder nachvollziehbar: Eine Gemeinde mit in der Zwischenzeit rund hundertfünfzig Besuchern sollte ein Projekt mit einem Umfang von über dreißig Millionen stemmen?

Eigentlich nicht machbar.

Also musste ich, wollte ich mich den Mitleitern unterordnen, das Ganze abblasen.

Aber ich gab nicht auf, sondern betete weiter und lud Freunde ein, mit mir diesen großen Traum zu träumen.

Ein Jahr später, im November 1990, war es dann doch so weit. Mit Marcel Mettler und anderen Freunden zusammen gründete ich die Quellenhof-Stiftung. Das erste Therapiehaus stand in Gundetswil im Kanton Zürich.

Von jetzt an liefen die Wachstumsentwicklungen in der GvC Winterthur und der daraus entstandenen Quellenhof-Stiftung parallel. Als Kirche bezogen wir über verschiedene Zwischenstationen (inkl. Zirkuszelt!) 2007 das Kongresszentrum Parkarena in Winterthur als neues Domizil.

GvC und Quellenhof-Stiftung: die Entwicklung

Sonntags trafen sich anfang des Jahres 2020 in Winterthur rund 1300 Menschen quer durch die Generationen zum Gottesdienst. Aus der GvC heraus sind vier weitere Kirchen entstanden.

In der Stiftung kamen Schritt für Schritt Häuser, Werkstätten und Arbeitszweige hinzu, so dass heute rund hundert Mitarbeiter über 170 Menschen betreuen.

Und ab Juli 2020 war es dann so weit: Der letzte und größte Baustein meiner Vision, das TownVillage, füllte sich schrittweise mit Leben.

Ferienangebote

Während fast vierzig Jahren gehörte das Gestalten und Begleiten von Ferienangeboten mit zu unseren großen Leidenschaften. So begleiteten wir rund 26.000 Menschen auf ihren Reisen.

Worum es uns dabei ging, würde dieses Kapitel sprengen, darum gibt's hierzu dann den vierten Buchteil.

Mit Tränen gesät

Ja, es ist so, die Jahre der Kirchen- und Stiftungsentwicklung waren alles andere als ein Spaziergang. Bei weitem kein easy going. Im Gegenteil. Der Weg, den ich auf den Ruf des himmlischen Vaters hin gegangen bin, war mit Tränen und schlaflosen Nächten übersät. Oft war ich nahe daran, alles aufzugeben, aber ich konnte diesem bedrängenden Impuls Gott sei Dank immer widerstehen.

Ich befand mich in einem christlichen Reitrattenhaus, als mir ein hirngeschädigter Mann zurief: «Johannes, gib nie auf!»

Zuerst dachte ich: «Der weiß ja gar nicht, worum es geht!», doch dann empfand ich, dass Gott gerade diesen gehandicapier-ten Mann brauchte, um mir mit diesen vier Worten eines meiner wichtigsten Lebensmottos mitzugeben. All die kommenden Jahre hindurch begleiteten sie mich, gaben mir trotz härtester Rückschläge den Mut, nach jedem Stolpern und jedem Hinfallen wieder aufzustehen und weiterzugehen.

Aber ja, da gab es auch so viele treue Freunde und ganz unterschiedliche Menschen aus dem nahen und dem weiteren Umfeld, die mich ermutigt, ergänzt, geprägt, motiviert und mit Rat und Tat unterstützt haben. Und in erster Linie war es der himmlische Vater, der manchmal spät, ja sehr spät eingriff. Aber eben doch nie *zu* spät.

Stabübergabe

Jetzt, Ende 2020, ist es so weit. Nach einem sorgfältig geführten «Change-Prozess» werde ich die Leitung der Kirche und das Stiftungspräsidium definitiv übergeben.

Nein, einfach war und ist dieser Leitungswechselprozess für

mich gewiss nicht. Aber tief in meiner Gedankenwelt war immer die Absicht vorherrschend, nicht wie so viele andere das eigene Pionierwerk durch ein Nicht-loslassen-Können an seiner Entwicklung zu hindern oder gar zu zerstören. So fand der Prozess in großer Einheit und im Frieden statt.

Jetzt bin ich sehr dankbar, dass Leute, die jahrelang in der zweiten Reihe mit mir unterwegs waren, bald in der ersten Reihe stehen werden. Ich bin überzeugt, sie sind die richtige Besetzung.

Und jetzt?

Werde ich mich zur Ruhe setzen? Nein, wie könnte ich auch! In mir leben noch Träume und eine Menge von Gedanken und Bildern, die mir eine Ahnung vermitteln, was auch weiterhin noch aus meinem Leben hinauswachsen könnte. Meine Aufgaben haben sich verändert und werden sich noch weiter verändern, aber ich werde auch in Zukunft mit großer Leidenschaft im Reich meines himmlischen Vaters mitanpacken. Und ja, solange Menschen mit uns kommen möchten, werde ich mit meiner Frau zusammen weiterhin Ferienreisen anbieten und leiten.

So, das waren sie, meine grob skizzierten Lebensspuren. Ausführlicher berichtete ich davon, wie bereits gesagt, in meinem ersten Buch «Gib nie auf!».

Was ich auf all diesen Wegen mitunter auf die ganz, ganz harte Tour entdeckt und gelernt habe, was mir gelungen ist und was nicht, das folgt nun in kleinen Häppchen in den folgenden Kapiteln dieses Buches.

Werde ich mich zur Ruhe setzen?

Nein, wie könnte ich auch!

In mir leben noch Träume
und eine Menge
von Gedanken und Bildern.

Kapitel 2

TownVillage: Ein Traum wird wahr

Der Traum des TownVillage geht auf meine inzwischen 32 Jahre alte Vision zur Quellenhof-Stiftung zurück. Damals sah ich in einer Wachvision, wie auf einem großen Areal Menschen aus allen Generationen und aus den unterschiedlichsten Hintergründen im gemeinsamen Unterwegs-Sein erfahren, dass jeder und jede wertvoll ist. Schritt für Schritt erfüllte sich das, was ich damals gesehen hatte, doch das größte Projekt schlummerte länger vor sich hin, bis diese letzte Etappe in mir so weit gereift war, dass ich empfand, die Zeit dafür sei nun gekommen.

Als ich 2013 ein Team von Spezialisten aus ganz verschiedenen Fachrichtungen zusammenrief, waren die Eckpunkte des TownVillage für mich schon klar gesetzt: generationenübergreifendes Wohnen, 24-Stunden-Rezeption, Pflegeabteilung, Lage in unmittelbarer Nähe unseres bisherigen Areals. Auch die Größe und die Anzahl der Wohnungen standen für mich fest: Es sollten sechzig sein.

Wie kam ich zu diesem Wissen, dieser Festlegung?

Keine Ahnung.

Da war einfach dieser klare, deutliche innere Eindruck. Und ich war zu keiner Zeit bereit, auch nur ein kleines bisschen davon abzurücken.

Das könnte nach außen hin durchaus «stur» gewirkt haben, ich weiß.

So begannen wir, auf dieser von Anfang an gesetzten Grundlage in einem genialen Team nach vorn zu arbeiten.

Ein Weg gespickt mit Rückschlägen

Unmittelbar neben der Parkarena hatte der Bauriese «Implenia» ein Projekt für rund 200 Wohnungen in Angriff genommen. Ich nahm Kontakt auf, um abzuklären, ob wir einen Flügel mit sechzig Wohnungen kaufen könnten.

Die Gespräche waren erfolgreich. So erstellten wir begeisterte Visionsunterlagen und machten uns auf die Suche nach den Finanzen.

Parallel dazu gingen die Verhandlungen weiter.

Kurz vor dem erfolgreichen Abschluss erreichte mich ein Telefonanruf. Mir wurde mitgeteilt, dass «leider, leider» alle Wohnungen, also auch unsere sechzig, an eine Großbank gehen würden.

Ich war geschockt, lag enttäuscht am Boden und musste den vielen Gefährten mitteilen, dass dieses Projekt nun doch nicht umsetzbar sei. So stampften wir die Prospekte wieder ein. Und nein, es war nicht leicht, den Rückschlag gegenüber so vielen Menschen zu erklären. Irgendwie fühlte es sich wie eine riesen-große Niederlage an.

Die Reaktionen ließen sich in zwei Lager einteilen: Die Einen meinten, es sei halt eh alles sehr großenwahnsinnig. Die Anderen klopfen mir auf die Schulter und meinten: «Du wirst es schaffen. Dir ist doch schon immer alles gelungen.»

Ganz ehrlich? Beides war nicht gerade einfach zu nehmen. Man steht einfach blöd da und hat tausend Fragen an Gott und sich selbst.

Was jetzt? Aus und fertig?

Nein, mein Motto lautet ja: «Gib nie auf!», also suchten wir neue Wege. Es entstand der Plan, im Kleinen anzufangen, indem wir in der Umgebung Wohnungen anmieteten und so erste Schritte in Richtung «Umsetzung der Vision» machten.

Ein zweiter Visionsprospekt entstand, Gespräche mit Wohnungsverwaltungen fanden statt. Doch stellte sich bald heraus, dass auch dieser Weg sich als nicht gangbar erwies.

Also eine Enttäuschung mehr.

Jetzt aufgeben?

Nein, niemals.

Also: Wieder aufstehen und neue Wege suchen.

So beauftragten wir einen ersten Architekten, um abzuklären, wie viele Wohnungen wir auf unser eigenes Werkstattgebäude bauen könnten. Das Resultat: vier bis sechs, also ein Zehntel von meiner Vision.

Wir beauftragten einen zweiten Architekten, Alain Ettlin von «eins Architekten». Der riet uns dazu, das bisherige Gebäude abzureißen, dann würden vierzig Wohnungen drinliegen.

Vierzig? Das wären ja wieder nur zwei Drittel.

Trug ich falsche Vorstellungen in mir? Würden vierzig Wohnungen nicht auch reichen?

Nein, ich wusste einfach, es müssten sechzig sein.

Im Zuge unserer Abklärungen wies uns die Bauverwaltung darauf hin, dass wir mit dem Land der Stiftung und dem Land der Kirche zusammen auf über 10.000 Quadratmeter kämen, und da wir ja sowieso zusammengehörten, wären sie bereit, uns den «Arealbonus» zu geben. So wurde der Weg für eine größere Ausnutzung des Areals und somit sechzig Wohnungen frei.

Nicht aufgegeben. Gesucht. Gefunden.

Tiefes Aufatmen. Großer Jubel.

Wir waren offensichtlich am Ziel angelangt.

Unser Architekt erstellte mit uns zusammen ein entsprechendes Projekt. Um den Arealbonus auch wirklich zu bekommen, mussten wir unsere Pläne einer speziellen Architektur- und Stadtbildkommission zur Genehmigung vorlegen.

Der Tag kam. Wir trabten vor, präsentierten unser Projekt und

mussten dann, während drinnen verhandelt wurde, für zwanzig Minuten vor die Tür (Erinnerungen an die Schulzeit).

Dann wurden wir reingebeten, es kam zur «Urteileröffnung». Unser Projekt wurde in Grund und Boden gestampft, in großem Bogen abgelehnt.

Wie Schulbuben standen wir da.

Und jetzt? Projekt gestorben? Aufgeben?

Alain Ettlín raffte sich mit uns zusammen auf, nochmals neu zu planen. So begann das Ganze mit dem Vorstellig-Werden bei der Kommission wieder von vorne. Und, eigentlich kaum vorstellbar:

Auch jetzt wurden wir wieder abgefertigt.

Nun waren wir wirklich am Boden zerstört. So viel Zeit, so viel Herzblut, so viele Energien waren da reingeflossen – und dann war alles aus. Und nun?

Als wir mit hängenden Köpfen draußen vor der Tür standen, sagte ich zum Vorsteher des Baudepartements: «Das war's dann wohl. Dann müssen wir uns mit vierzig Wohnungen zufriedengeben.»

Hm, innerlich wusste ich genau, dass es das nicht sein konnte.

Wenn Türen zugehen ...

«Wenn Türen zugehen, hat Gott eine bessere bereit» – ja, stimmt, das ist auch so einer meiner Standard-Sprüche. Einfach dahergesagt, aber wenn man sich den Kopf so oft an geschlossenen Türen wundgeschlagen hat? In diesem Moment hätte mir niemand mit solchen Floskeln kommen brauchen. Und doch, als wie wahr sollte sich das, genau wie früher schon, auch jetzt wieder erweisen! Aber das wussten wir in diesem Moment natürlich nicht.

War das Projekt jetzt begraben? Nein, der Bauvorsteher meinte, er sähe noch eine Möglichkeit: Wenn wir in ein Coaching-Verfahren mit seinen Stadtarchitekten einwilligen würden, wäre dies ausnahmsweise ein Weg, dass wir nicht mehr vor der Kommission antraben müssten. Klar, Abstriche an den bisherigen Plänen müssten wir dabei schon machen. Aber das sei doch zu verkraften, oder?

Wir willigten ein, und so stiegen wir in dieses neue Verfahren ein. In sehr gutem Einvernehmen entwickelte sich in den nächsten Monaten das Konzept für das jetzige TownVillage.

Was für ein großartiger Moment, als wir die Baubewilligung für 61 Wohnungen, sämtliche Werkstätten und viele weitere Räume für Kirche und Stiftung in den Händen hielten!

Denke ich heute zurück, dann sehe ich hinter allem die wunderbare Führung unseres genialen Gottes. Statt enorm teuren, kaum noch auf unsere Bedürfnisse anpassbaren Wohnungen konnten wir nun auf dem eigenen Land bauen, was uns viel Gestaltungsfreiheit und in Form des Landwertes auch einen Großteil des notwendigen Eigenkapitals eintrug.

Heute wohne ich im «TownVillage Süd», direkt gegenüber dem Implemia-Bau, und ihr glaubt nicht, wie oft mir ein «Gott sei Dank» dafür über die Lippen kommt, dass die Großbank uns jene Wohnungen vor der Nase weggeschnappt hat.

Das Resultat dieses langen Weges? Ein unbefriedigender Murks? Nein, alles andere. Was mit so vielen Enttäuschungen und Unmöglichkeiten gepflastert war, hat sich durch all die Wirren hindurch zu etwas Großartigem und Beglückendem entwickelt. Zu etwas, das jedes menschliche Tun und Planen übersteigt und übertrifft.

«Wenn Türen zugehen,
hat Gott eine bessere bereit!»
Ja, stimmt, das ist auch so einer
meiner Standard-Sprüche! :-)

Kapitel 3

Warum ich nie aufhören werde, Kirche zu lieben

Im Jahr 2020 waren es 43 Jahre, während denen ich in der immer gleichen Kirche das Reich meines himmlischen Vaters mitbaute. In den ersten rund zehn Jahren engagierte ich mich ehrenamtlich, dann die letzten 33 Jahre als leitender Pastor.

Wie viele Tränen, schlaflose Stunden und Nächte habe ich erlebt. Ich lag am Boden, wollte aufgeben, schrie «Ich mag nūme, suech der en andere ...» («Ich schaff's nicht mehr, such dir einen anderen ...») Wie oft meinte ich, alles stürze zusammen. Da waren Konflikte, riesige Hindernisse, Enttäuschungen über andere Menschen, oft aber auch über mich selber.

Doch ich kenne auch die andere Seite: Durchbrüche, Wunder, Erfolge, Feiern, Jauchzen – all das durfte ich erleben. Und gleichzeitig: 43 Jahre lang durfte ich mich immer wieder aufrappeln, konnte wieder aufstehen und bekam die Kraft, um weiterzumachen.

Manchmal frage ich mich selbst:

Warum habe ich mir das alles angetan?

In unseren privaten Ferienreisen besuchen meine Frau und ich so viele Gottesdienste wie nur möglich. Dabei geschieht – egal, ob ich die Sprache verstehe oder nicht – fast immer das Gleiche: Schon beim ersten Lied werde ich tief berührt, und es rollen die Tränen über meine Wangen. Der Heilige Geist bezeugt mir so: Hier ist Er gegenwärtig, und hier sind meine Brüder und Schwestern.

Ganz besonders eindrücklich waren die Erfahrungen vor vier Jahren. In Kambodscha besuchten wir verschiedene, meist aus

Lehm gebaute Kleinstkirchen. Da standen oder hockten wir weit draußen im Nirgendwo unter Wellblechdächern, der Schweiß rann nur so an uns hinunter, und wir versuchten, ein paar Brocken zu verstehen. Und doch: Von A bis Z ein «Heimspiel», ein inneres Heimkommen.

Dann kamen wir nach Singapur. Der erste Kirchenbesuch galt einer angesagten, trendigen, hochmodernen Jugendkirche mit einer Art «Catwalk» mit LED-Vorhang. Beim zweiten Besuch ging's dann in einen avantgardistischen, auf Hochglanz getrimmten Riesenpalast mit 5000 Plätzen.

Hier die äußerlich armen Gemeinden in Kambodscha, dort die funkensprühenden Edelgemeinden in Singapur – aber egal, welche der vielen Gemeindehäuser wir betraten, die Tränen waren da, und ich wusste tief im Innersten: Jesus liebt alle diese Kirchen.

Ja, es ist so, auch ich liebe Kirchen. Egal, wie sie aussehen, ob groß oder klein, strahlend oder etwas runzlig, katholisch oder reformiert, konservativ oder modern, ich liebe sie. Warum? Weil ich Jesus liebe.

Was hat aber meine Liebe zu Jesus mit der Liebe zur Kirche zu tun? Sehr viel, denn Jesus liebt die Kirche, und was Jesus liebt, das will auch ich lieben – oder etwa nicht?

Woran mache ich es fest, dass Jesus die Kirche liebt?

Die Kirche: die Erfindung von Jesus

Es war in Cäsarea Philippi, ganz im Norden von Israel, wo Jesus mit Petrus über die Kirche sprach und ihm sagte: «Du bist Petrus, und auf diesen Felsen werde ich meine Gemeinde bauen, und das Totenreich mit seiner ganzen Macht wird nicht stärker sein als sie» (Matthäus 16,18).

Jesus sagt: «meine Kirche». Ja, die Kirche gehört Jesus und nicht den Menschen, und weil sie *seine* Erfindung ist und ihm gehört, weiß ich, dass sie wertvoll ist.

Noch etwas sagt Jesus: Nichts wird sie zerstören können. Über zweitausend Jahre lang versuchte der «Durcheinanderbringer» mit all seinen Tricks und Kräften, die Kirche zu zerstören. Von außen mit Verfolgung, aber noch viel stärker von innen her: Irrlehren, Intrigen, Missbrauch, Degeneration. Doch was Jesus sagt, geschieht: Keine Macht konnte die Kirche je besiegen. Auch wenn es oft so aussah, als sei sie am Ende, immer wieder ist sie aus den Trümmern heraus neu aufgeblüht.

Wie könnte ich das, was Jesus erfunden und zweitausend Jahre lang bewahrt und geschützt hat, nicht lieben?

Die Kirche: die Braut von Jesus

Hast du schon mal bei Hochzeiten dem Bräutigam in die Augen geschaut, wenn ihm seine Braut den langen Kirchengang entgegenkam, mitunter hineinbegleitet von ihrem Vater oder einer anderen wichtigen Bezugsperson? Wenn ja: Hast du das Glänzen in den Augen des Bräutigams gesehen? Seine Erwartung, seine Liebe, seine Freude?

Als Pastor konnte ich das hundertfach beobachten, und ich kann mich bis heute noch nicht daran sattsehen.

Und ja, es ist auch wahr, es gibt verschiedene Bräute. Die einen sind jung und bildhübsch, die anderen schon etwas älter und vielleicht auch nicht mehr unbedingt «Typ Supermodel». Die einen sind eher scheu, die anderen selbstbewusst. Die einen schauen bereits glücklich nach vorn zum Bräutigam, die andern sind auf den paar Metern bis zum Altar noch ganz mit sich selbst beschäftigt.

Doch was soll's, sie mögen so oder anders sein – der Bräutigam strahlt trotzdem um die Wette.

Und genau so ist Jesus! Er vergleicht seine Beziehung und seine Liebe zur Gemeinde mit der Liebe eines Bräutigams zu seiner Braut. Und ja, auch wenn diese «Bräute» mitunter veritable Runzeln haben, er liebt sie trotzdem.

Und noch etwas: Im Epheserbrief schreibt Paulus, dass Jesus sein Leben für die Kirche gab.

Hmm, sein Leben für die Kirche geben?

Dass Jesus sein Leben für mich und dich gegeben hat, das ist gängiges Verständnis und eigentlicher Basisglaube bei Christen. Aber dass Jesus sein Leben auch für die Kirche gab?

Wie könnte ich denn das, was Jesus seine Braut nennt – seine Braut, für die er ausdrücklich sein Leben gegeben hat –, nicht lieben?

Die Kirche: Hände und Füße von Jesus

Im Epheserbrief gebraucht Paulus ein wunderbares Bild für die Kirche. Er schreibt, Jesus sei das Haupt, und die Kirche sei sein Leib (Epheser 1,22–23). Was für einen Wert gibt das doch der Kirche! Sie darf der Körper von Jesus sein. Oder anders ausgedrückt: seine Hände und Füße auf dieser Erde.

Wie könnte ich das, was eine so große Bedeutung hat, nicht lieben?

Die Kirche: Jesus ringt um jede einzelne

Ich weiß noch, wie meine Frau und ich vor ein paar Jahren eine unserer zahlreichen Kreuzfahrten im Mittelmeer genießen

durften und in Patmos an Land gingen. Zusammen mit Freunden mieteten wir Motorroller und fuhren los, bis ganz hinauf auf einen Berg. Hier standen wir und schauten staunend in die Weite.

Was für ein Gefühl, an dem Ort zu sein, wo Johannes in der Verbannung lebte, an einem Sonntag vom Geist Gottes ergriffen wurde und das Buch «Offenbarung» schrieb. Es war ganz am Anfang der Vision, als er eine Stimme hörte, sich umwandte und unter anderem sieben goldene Leuchter und mitten unter den Leuchtern jemanden erblickte, der aussah wie ein Menschensohn. Was für ein Bild: die Kirche ein goldener Leuchter, die Zahl Sieben ist die Vollzahl, und mitten in dieser Vollzahl der Kirchen der gegenwärtige Jesus!

Dann bekommt Johannes von Jesus den Auftrag, an jede dieser Kirchen einen Brief zu schreiben. Immer wenn ich diese Briefe lese, berühren zwei Dinge mein Herz besonders.

Das Erste: Jede Kirche ist anders, total anders: eine ist klein, die andere ist groß, die dritte berühmt, die vierte unscheinbar, die fünfte unter Druck.

Das Zweite: Jesus ringt um jede dieser Kirchen. Er hat keine abgeschrieben, keine aufgegeben. Lies doch mal selber und lass das auf dich wirken, wie sehr Jesus Kirchen in der Bedrängnis ermutigt und Kirchen mit grobem Fehlverhalten zurechtbringen will.

Wie könnte ich etwas nicht lieben, das Jesus so wichtig ist, dass er derart darum ringt?

Verletzt?

Keine Frage, ich weiß, Menschen in Kirchen können verletzen, Leiter können grobe Fehler machen, Streit kann eine Kirche

spalten. Aber ich bitte dich, deswegen nie deiner Kirche schaden zu wollen.

Und ja, ich weiß natürlich auch: Es gibt Gründe, in eine andere Kirche zu wechseln, denn es gehört zum Menschen, dass er immer wieder denkt, das Gras auf der anderen Seite des Zauns sei noch viel grüner, saftiger und nahrhafter als im eigenen Garten. Aber ich bitte dich: Gib dein Bestes, damit du dein bisheriges geistliches Zuhause bei einem Weggang im Frieden verlassen kannst.

Jesus liebt die Kirche, darum rufe ich den Christen in der Schweiz, aber ebenso im gesamten deutschsprachigen Raum und dir ganz persönlich zu: «Um Himmels Wille, heb de Chile Sorg!» – «Um Himmels Willen, trage Sorge für diese Kirche! Leg dich ins Zeug für sie, kümmere dich um sie!»

Denn sie gehört nicht dir, sie gehört Jesus.

Ist so.

Kapitel 4

Gott versorgt – wirklich?

Wir Schweizer machen uns viele Sorgen, am meisten aber bezüglich Finanzen. Dies, obwohl viele von uns Gottes Versprechen im Portemonnaie mit sich tragen: das Fünffrankenstück. Auf dem Rand der Münze steht nämlich «Dominus Providebit» – «Der Herr wird versorgen». Der erste Fünfliber mit dieser Prägung kam 1888 heraus, und dieses Geldstück hat sich trotz aller Kritik von atheistischer Seite bis heute halten können, ja, es war bisher trotz vielfacher Bemühungen einfach nicht möglich gewesen, dieses «Dominus Providebit» wegzukriegen.

Und genau diese Zusage, dieses «Der Herr wird versorgen», ist es, die meine Frau und ich in jedem Bereich unseres Lebens nun seit 43 Jahren erfahren durften.

Gott versorgt – im eigenen Leben

Erika und ich waren gerade mal 22-jährig und seit zwei Jahren verheiratet, als wir uns entschieden, Jesus nachzufolgen. Da kam mein erstes Lebensmotto in mein Herz:

«Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das alles zufallen» (Matthäus 6,33).

Später war es dann nicht nur dieser Vers, sondern auch der vierundzwanzigste Vers im gleichen Kapitel, der uns in Bezug auf unsere Finanzen all die Jahre hindurch begleitete: «Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.» Wir verstanden das so: Wir können unser Vertrauen nicht gleichzeitig aufs

Geld und auf Gott setzen. Denn was sie uns zurufen, ist so unterschiedlich.

Der Mammon ruft: «Nimm!»

Und Gott sagt: «Gib!»

Der Mammon ruft: «Dein Geld!»

Gott sagt: «Mein Geld!»

Es wurde uns klar: Der Umgang mit Geld würde zeigen, auf wen wir wirklich vertrauten.

Das Erste, was wir umsetzten, war, den zehnten Teil unseres Einkommens in die Kirche zu geben. Dies taten wir anfangs mit dem bescheidenen Sportartikelverkäufer-Lohn wie später auch mit dem reichlichen Produktmanager-Salär, inklusive Boni.

Dann kam die Zeit, als ich meine gut bezahlte Stelle bei «Jelmoli» kündigte, um ausschließlich in meiner Kirche zu arbeiten. Da diese kein Salär zahlen konnte, lebten wir von nun an für viele Jahre von freiwilligen Spenden. Sie wurden mir zugesteckt oder lagen in einem Umschlag im Briefkasten.

Wir lebten also von der Hand in den Mund, und obwohl wir es uns eigentlich nicht hätten leisten können, gingen auch da die zehn Prozent an die Kirche.

Ein besonderer Tag war jeweils der Neujahrsgottesdienst. Da war es üblich, dass die Gemeindeglieder für uns eine sogenannte «Liebesgabe» in ein Körbchen legten. Nach dem Gottesdienst zu Hause angekommen, setzten wir uns mit unseren beiden Töchtern aufs Sofa. Was für ein Moment, wenn ich die Couverts öffnete, die Kärtchen las und Erika jeden Geldbetrag sorgfältig notierte! Was war das für ein Fest für uns alle, insbesondere aber für die Kinder, Gottes Versorgung so direkt mitzuerleben.

Nach dem «Auspacken» wurde zusammengezählt und gleich der Zehnte ausgeschieden.

So erlebten wir Jahr für Jahr, Monat für Monat, Woche für Woche Gottes Versorgung auf unterschiedlichsten Wegen.

Mit der Zeit kamen Fragen auf, zum Beispiel, ob denn der Zehnte nicht ein Relikt aus dem Alten Testament war und im Neuen Testament alles ganz anders sei. Natürlich ist das so, also begannen wir neben dem Zehnten, der von jetzt an für uns einfach ein guter Richtwert war, zusätzlich auch noch zu spenden. Wir gaben für Stiftungs- und Kirchenprojekte, aber auch für Menschen, die Gott uns aufs Herz legte.

Dann kam die Frage auf, ob wir den Zehnten statt in die Kirche nicht in die Stiftung geben wollten, denn so würde es möglich sein, die Beträge von den Steuern abzusetzen. Doch wir entschieden uns dazu, den Richtlinien, die wir für uns aus der Schrift erkannt hatten, treu zu bleiben.

Was den Zehnten betrifft, war mir meine Frau ein großes Vorbild. Bekam sie zum Geburtstag oder an Weihnachten von ihren Eltern oder von sonstwem zum Beispiel fünfzig Franken, war es immer ihr Erstes, davon fünf Franken in die nächste Gottesdienstkollekte zu geben. Dies nicht aus Zwang, sondern aus purer Freude.

Heute dürfen wir sagen: Es war immer, immer genug da – Gott hat versorgt.

Gott versorgt – in der Kirche

Über zwanzig Jahre lang war Daniel Bärtschi der Kassier unserer Kirche. Sein felsenfestes Vertrauen auf Gott, verbunden mit Sorgfalt, Verschwiegenheit und einer großen Portion echter Großzügigkeit, prägt mich bis zum heutigen Tag. Egal, ob es um eine zusätzliche Anstellung oder eine größere Anschaffung ging, er sagte immer: «Wenn es vor Gott richtig ist, wird er uns mit den nötigen Finanzen versorgen.»

Egal, ob es um höhere Gesamtausgaben oder um große In-

vestitionen ging, nie hatten wir das Geld im Voraus. Immer ging es uns in der Leiterschaft zuerst darum, zu fragen, ob wir unter uns eine Einigkeit verspürten, dass der ins Auge gefasste Schritt Gottes Wille sei. Erst ab diesem Punkt wagten wir den konkreten Schritt, und dann bestätigte Gott ihn mit den Finanzen.

Eines Tages meinte unser Kassier, wir sollten auch als Kirche den zehnten Teil aller Spenden weitergeben. «Mit was denn?», war meine Frage, denn es reichte ja schon bisher nur gerade so knapp. Doch Daniel bestand darauf, und so beschlossen wir, damit anzufangen, Geld weiterzugeben.

Einige Zeit später folgte der Bau unseres ersten Saals. Ein Ehepaar spendete dafür zehntausend Franken. Nach vielleicht einem Jahr verließen die beiden unsere Kirche und verlangten in einem Brief den Betrag zurück.

Ich wusste, wie knapp unsere Finanzen waren, und sprach mich dagegen aus. Doch Daniel meinte, sie hätten das Geld nicht Gott gegeben, sondern uns Menschen, darum sollten wir es wieder zurückgeben. Ich fand die Argumentation seltsam, doch alle Leiter willigten ein.

An dem Tag, an dem wir den Betrag zurückzahlten, überwies uns jemand anders exakt zehntausend Franken.

Wir haben als Kirche in den letzten fünfundzwanzig Jahren große, ja sehr große Projekte realisiert. Manchmal werde ich gefragt, ob wir denn derart viele vermögende Leute in unseren Reihen hätten. Ich verneinte immer und musste eingestehen: Ich wusste in Tat und Wahrheit auch nicht so genau, wie Gott das jeweils gemacht hat.

So darf ich heute sagen: Es war auch auf Gemeinde-Ebene immer, immer genug da – Gott hat versorgt.

Gott versorgt – in der Stiftung

Die Quellenhof-Stiftung feiert 2020 den dreißigsten Geburtstag. In all diesen Jahren waren die Finanzen mehr als einmal knapp. In manchen Jahren bot sich im Spätsommer das immergleiche Bild: Die Liquiditätsplanung rief auf unseren Stirnen Sorgenfalten hervor – und doch konnten wir dann Ende des Jahres aufatmen, die Falten glätteten sich wieder. Daran gewöhnten wir uns nie, die Erleichterung und Dankbarkeit über diese Wendungen war immer groß.

Das Jahr 2010 war finanziell das beste in unserer Geschichte. Freude herrschte unter uns, und aufgrund dessen hatten wir auch genug Energie für weitere Schritte in der Stiftungsentwicklung.

Doch dann kam 2012. Neue Projekte mit Vorfinanzierungsbedarf, ein paar Fehlentscheide, die ich zu verantworten hatte, sowie die Streichung der Drogenentzugsstation von der Klinikliste rissen ein Loch von achthunderttausend Franken in die Jahresrechnung.

Irgendwie bekam die Presse Wind davon, so dass ein Journalist zwei Mal anrief und fragte, ob denn die Stiftung überleben werde. «Das wird sie», war meine Antwort, «es besteht absolut keine Gefahr.» Sollte es jedoch trotzdem gefährlich werden, würde ich ihn informieren.

Das waren meine Worte, doch innerlich tobte über Wochen ein brutaler Kampf. Was nun, wenn unser Lebenswerk untergehen würde? Was wäre mit den Angestellten, was mit den Teilnehmenden? Was würde das für die Kirche bedeuten?

Was für Wochen, geprägt von schlaflosen Nächten!

Die Auswirkungen waren dann bis ins Jahr 2013 hinein spürbar. Auch in diesen Situationen erfuhren wir letzten Endes den himmlischen Vater als Versorger.

Wie kamen wir denn zu all dem Geld, das die Defizite unserer Häuser und die großen Bauprojekte deckte? Ich weiß es nicht.

So darf ich heute sagen: Es war auch in Bezug auf die Stiftung immer, immer genug da – Gott hat versorgt.

Was mir wichtig war

Für mich ist absolut klar: All das, was ich auf meinen Wegen bezüglich Finanzen erlebt habe, hat absolut nichts mit meiner Cleverness oder der Cleverness anderer Leute zu tun, sondern nur mit dem himmlischen Vater. Ich bin felsenfest davon überzeugt, dass all das nichts anderes als unerklärliche Gnade war und ist; eine Gnade, die alles menschliche Rechnen, Können und Verstehen übersteigt. Punkt!

Wenn ich nun trotzdem sechs Prinzipien darlege, die mir wichtig waren, dann sollen sie die Tatsache der Wunder und des Eingreifens Gottes nicht schmälern. Denn wohlgemerkt: Irgend-einen Trick, um Finanzen zum Fließen zu bringen, gibt's einfach nicht!

Großzügigkeit: Das Erste und Wichtigste ist Großzügigkeit. Unser himmlischer Vater selber ist dermaßen großzügig. So spiegeln wir, wenn wir großzügig sind, einen Teil seines Wesens wider. Und mit Verlaub: Es gibt nichts Schlimmeres als einen knausrigen Kassierer bzw. Buchhalter.

Im Takt mit Gottes Absichten: Es war mir stets wichtig, dass wir nur die Projekte in Angriff nahmen, bei denen unter uns in der Leitung Einigkeit herrschte in der Überzeugung, dass sie Gottes Absichten und Plänen entsprachen. Ich wusste von Fehlentscheidungen anderer Werke. Nein, ich überhob mich nicht

über sie, sondern umgekehrt: Was ich bei ihnen an Nöten sah, entfachte in mir die notwendige Mahnung zur Vorsicht. So war mein Motto: «Lasst uns mutig, aber nicht <übermutig> bzw. übermütig sein.»

Sorgfalt: Auch die Sorgfalt im Umgang mit den uns von Gott anvertrauten Geldern hatte oberste Priorität. Darum sind alle unsere Bauten vor allem zweckmäßig und frei von jedem Luxus. Zur Sorgfalt gehört auch die Verschwiegenheit darüber, wer wie viel für was gegeben hat.

Frei von menschlichen Überlegungen: Es gibt Kirchen, die stellen Überlegungen an wie etwa diese: «Wenn jeder in der Kirche pro Monat so und so viel mehr bezahlen würde, dann würde es reichen.» Solche und ähnliche finanzielle «Turnübungen» sind meines Erachtens sinnlos, denn das Geld kommt – so meine Erfahrung – letztendlich meist von Orten, von denen man’s vorher gar nicht erwartet hätte. Warum? Weil die Kanäle, die Gott öffnet, sich nicht vorausplanen lassen.

Visionsvermittlung und Vertrauensbildung: Natürlich hat auch die Visionsvermittlung ihren Platz. Eine Vision besteht auch darin, ein begeisterndes Bild der Zukunft zu malen. Dazu gehört ihr Zwilling, die Vertrauensbildung. Denn ohne Vertrauen ist die beste Vision auf die Länge nicht mehr als Schall und Rauch.

Umgang mit Darlehen: Darlehen von Privatmenschen sind eine gute Sache. Allerdings war es mir wichtig, dass diese in der Regel nicht dafür verwendet werden mussten, um ein Projekt überhaupt zu ermöglichen. Sie sollten dafür da sein, dass die von der Bank versprochene Finanzierung tiefer gehalten werden konnte

und dadurch Zinsen eingespart wurden. Wenn dann Darlehen zurückgezogen wurden, konnten wir die Hypotheken nach oben anpassen.

Kapitel 5

Tragende Arme

Im Jahr 2018 unternahmen Erika und ich eine Bildungsreise nach Ägypten. Einer unserer ersten Besuche galt der «Cave Church» in Kairo. Der Anfahrtsweg stinkt wortwörtlich zum Himmel: Die steile Bergstraße hinauf zur Kirche führt durch «Garbage City», die Stadt der Abfallsammler. Hier leben rund 50.000 koptische Christen und fünf moslemische Familien ausschließlich vom Kehrlicht Kairos. Im Parterre ihrer Wohnhäuser wird der Abfall der ganzen Stadt verlesen, in den oberen Stockwerken leben diese Menschen.

Oh, es stinkt hier so fürchterlich.

Auf dem Hügel oben liegt die in Felsen gehauene «Cave Church». Das große «Amphitheater» bietet rund 20.000 Sitzplätze. An den hohen Felswänden stehen Worte wie: «He is not here, he is risen» und «Blessed be Egypt my people». Es muss gewaltig sein, wenn hier an Festtagen bis zu 70.000 Menschen an einem Wochenende Gott anbeten. Wir waren an einem Sonntag da (Samstag und Sonntag sind in Kairo normale Arbeitstage, dafür ist der Freitag dort der freie Tag), so kamen «nur» etwa 300 Leute zum koptisch-orthodoxen Gottesdienst.

Wir waren etwas enttäuscht; das Orthodoxe war für uns schwierig einzuschätzen. Wir hatten doch Großes von dieser Kirche gehört – war hier wirklich Leben?

Beim anschließenden Frühstück teilte einer der leitenden Priester die Gedanken seines Herzens mit uns. Er erzählte uns von seiner Leidenschaft, Menschen zu Jesus zu führen, und so verstanden wir, worum es hier wirklich geht. Er erzählte

uns auch, wie immer wieder Moslems kommen und nach Jesus fragen.

Später sagten uns dann Leiter anderer christlicher Werke, dass diese Kirche wirklich sehr viele Menschen erreicht und auch Gottesdienste quer durch die verschiedenen Kirchen und Denominationen organisiert. Doch um all das geht es mir hier eigentlich gar nicht, sondern um zwei Personen:

Die Mutter und ihr Sohn

Die Mutter kam im ersten Teil des Gottesdienstes in die Cave Church, lief mit ihrem vielleicht zwölfjährigen Sohn auf den Armen an uns vorbei und setzte sich etwa zehn Reihen unter uns auf eine der Steinbänke. Über eine Stunde saß sie da, mit ihrem schwerstbehinderten Sohn auf den Armen.

Diese Mutter – wie sehr berührte sie mein Herz. Ich konnte nicht mehr anders, Erika und ich gingen zu ihr hinunter, fragten, ob wir beten dürften, legten Hände auf, segneten den Sohn, die Mutter und die zwei anderen Kinder, beteten um Heilung, aber ganz besonders sprachen wir über dem Jungen das aus, was Jesus in ihm sieht: Er ist wertvoll und geliebt!

Als wir wieder die Treppen hochgingen, hatte sich, so meine ich, etwas Friedvolles über die Familie gelegt.

Zurück an meinem Platz, liefen mir die Tränen nur so übers Gesicht, und ich merkte, wie der Heilige Geist durch diese Begegnung zu mir sprach. Nein, es war in diesem Sinne kein gewaltiger «Worship», es war diese eine, einfachste Begegnung, die mein Herz nochmals verändern sollte.

Wie wertvoll ist diese Mutter: Ihr ist der behinderte Sohn nicht zu schwer; im Gegenteil, mich dünkte, sie trug ihn beinahe leicht. Auch als sie dann mit ihm die vielen mühsamen Stufen

zum Altar hinunterstieg und sich in die Abendmahlsreihe stellte, meinte ich bei ihrer Rückkehr ein Lächeln auf ihrem Gesicht zu entdecken.

Was für eine Mutter! Sie steht stellvertretend für Mütter und Väter, die ihr behindertes Kind tragen. Vielleicht genauso auf ihren Armen – oder noch viel mehr auf ihren Herzen.

Hast du einen behinderten Sohn, eine behinderte Tochter? So möchte ich dich ehren und dich segnen und dir sagen, was für einen großartigen Dienst du tust. Ja, du hast eine große Aufgabe. Ja, dein Kind wiegt manchmal schwer auf deinen äußeren und inneren Armen. Und ja, du fühlst dich manchmal so angebunden, so unfrei, und möchtest noch so viel anderes tun in deinem Leben. Aber deine Arme sind voll.

Liebe Mutter, lieber Vater, glaube mir, du machst das nicht umsonst.

Auf den Armen – aber wohin?

Die Mutter brachte ihren Sohn zu Jesus. Das war wohl das, was mich am meisten berührte. Hätte sie ihn nicht zu Hause lassen können? Das wäre doch viel einfacher gewesen, oder? Nein, das hier war der Ort für ihn, die Cave Church. Ich weiß nicht, von wie weit her sie gekommen war, weiß auch nicht, wie oft sie den Weg bereits unter die Füße genommen hatte. Ich weiß nur, sie wollte den Sohn unbedingt zu Jesus bringen. Ja, auch die Stufen hinunter zum Abendmahl und wieder hinauf zu den Steinbänken trug sie ihn. Genauso, wie Jesus es sagt: «Lasst die Kinder zu mir kommen» (Markus 10,14).

Jesus ruft auch dir zu: Bring deinen behinderten Sohn, deine behinderte Tochter zu mir. Im Gebet, aber auch physisch – bring sie in die Gottesdienste, vielleicht in den Lobpreis, viel-

leicht zum Abendmahl, vielleicht zum Gebetsteam, immer wieder, immer wieder. Es ist der Ort, wo dein Sohn, deine Tochter hingehört.

Gesucht: Tragende Arme

In der Bibel lesen wir die Geschichte von zwei Menschen, die Ausschau nach tragenden Armen halten. Nach Armen, die sie in die Gegenwart Gottes bringen können.

Der Eine ist der Gelähmte am Teich Bethesda. Als Jesus ihn fragt, warum er daliegt, antwortet er: «Herr, ich habe niemand, der mir hilft, in den Teich zu kommen.»

Wie oft hatte er wohl Ausschau gehalten nach einem Menschen, der ihn ins Heilungswasser tragen könnte? Aber da war niemand!

Der Zweite ist auch gelähmt, er wohnt in Kapernaum. Er hört vom heilenden Jesus, aber da kommt er allein nicht hin. Doch da sind vier Männer, die packen ihn auf eine Bahre und tragen ihn zu Jesus.

Es gibt überall Menschen, die darauf warten, dass sie getragen werden. Ich meine jetzt nicht nur körperlich behinderte, sondern ganz verschieden geartete und vom Leben gezeichnete Menschen. Vermögende, aber auch sehr einfache, äußerlich erfolgreiche, aber auch Versager; Menschen, die offenkundig oder vielleicht auf den ersten Blick auch gar nicht erkennbar Ausschau halten und sich nach Menschen sehnen, die sie auf den Armen ihrer Herzen tragen.

Wohin? Die vier mit der Bahre wollten zu Jesus. Doch da war kein Platz für einen Gelähmten – also umkehren? Das kam für die Träger nicht in Frage. Sie deckten das Dach ab und ließen den Mann aus Kapernaum an Seilen hinunter. Sie nahmen es in Kauf,

sich riesig zu blamieren, ja, absolute Störfaktoren zu sein, aber das war ihnen offenbar so was von egal.

Wohin bringst du Menschen, die du auf deinen inneren Armen trägst? Und wenn der Zugang schwierig ist, was passiert dann? Was nimmst du dafür in Kauf? Und welche Dächer deckst du ab? (*Smile*)

Wenden wir uns doch nochmals dem schwerstbehinderten Sohn der Abfallsammler-Familie zu. Eine Familie ohne Ansehen, aus einem Quartier, das aus all seinen Poren zum Himmel stinkt.

Der Sohn selbst ist natürlich nicht im Stande, irgendetwas Körperliches zu leisten für seine Familie, für die Gesellschaft, er kann nichts Konkretes zu seinem Lebensunterhalt beitragen. Im Gegenteil, in den Augen vieler ist er nur eine Last. Und doch ist er in den Augen von Jesus absolut wertvoll.

Das sehen wir doch auch beim Gelähmten aus Kapernaum: Jesus unterbricht wegen ihm eine seiner genialen Predigten.

Das war beim Blinden von Jericho ganz ähnlich. Er schrie, wurde von einigen selbsternannten «Jesus-Bodyguards» zum Schweigen aufgefordert und schrie dann aber einfach unbeirrt weiter, bis Jesus sich ihm zuwandte.

Wir erleben auch mit, wie die Jünger einige Mütter mit ihren Kindern barsch abweisen, Jesus aber ungehalten ruft: «Lasst die Kinder zu mir kommen, denn gerade für solche wie sie ist das Himmelreich.» Dann sehen wir, wie Jesus sie auf die Arme nimmt und segnet.

Oder wir hören, wie Jesus ruft: «Ich preise dich, Vater, du Herr über Himmel und Erde, dass du das alles den Weisen und Klugen verborgen, den Unmündigen aber offenbart hast. Ja, Vater, so hast du es gewollt, und dafür preise ich dich» (Matthäus 11,25–26).

Der Heilige Geist hat mir in jener Cave Church in Kairo vor

Augen geführt, wie sehr Jesus gerade diesen jungen Menschen liebt, wie bedeutend und wertvoll er in seinen Augen ist. Durch diesen einen schwerstbehinderten Jungen sollte in meinem Herzen nochmals eine Veränderung geschehen.

Das Ganze erinnerte mich auch an Henri Nouwen, den Priester und erfolgreichen, gefeierten Konferenzredner, der sich dazu entschieden hatte, in einem Heim sein Leben mit Behinderten zu teilen.

Kapitel 6

Menschen in Trauer begegnen

Es ist noch nicht allzu lange her, seit eine wunderbare jüngere Frau aus unserer Kirche bei einem tragischen Unfall ihr Leben verlor.

Der tieftraurige Ehemann erzählte mir Tage danach, was er mit der «frommen Truppe» gerade so alles erlebte. Nebst allem Guten ereignete sich auch viel Verletzendes: Da gab es die Menschen, die ihm auswichen – aber gut, das ging ja sozusagen noch, denn da waren auch noch die anderen, die ihn mit einem ganzen Arsenal von irgendwelchen fromm formulierten Sätzen zu trösten versuchten. Hier nur einer davon: «Gott hat noch etwas Besseres für dich bereit.»

Weder Menschen, die Trauernden aus dem Weg gehen, noch Menschen, die solche Sätze von sich geben, meinen es schlecht, natürlich nicht. Sie sind einfach unbeholfen und verhalten sich deshalb wie Elefanten im Porzellanladen. Die einen wissen nicht, wie sie Trauernden begegnen sollen, und fühlen sich deswegen überfordert und verunsichert. Und die anderen haben keine Ahnung, wie man sie wirklich trösten und ihnen beistehen könnte. Hier meine Erfahrungen, ergänzt mit Aussagen aus dem tiefgründigen Buch «Hiobsbotschaft» von Pfarrer Peter Schulthess:

Trauernde verstehen

Was uns an Trauernden manchmal irritiert, ist die Art, wie sie trauern. Lange Zeit kam die Frau von Hiob bei mir ganz schlecht

weg, weil sie sich ihrem Mann gegenüber zur Bemerkung verstieg: «Sag Gott ab und stirb.» Das fand ich daneben. Aber Hiob, den mochte ich, weil er zu ihr sagte: «Haben wir Gutes empfangen von Gott und sollten das Böse nicht auch annehmen?»

In der Zwischenzeit weiß ich:

Jeder trauert auf seine Art.

Die einen trauern wie Frau Hiob und machen selbst Gott allergrößte Vorwürfe.

Andere wie Hiob klammern sich an diesem Gott fest.

Die einen schweigen wochenlang.

Die andern reden andauernd wie ein Wasserfall.

Die einen verdrängen.

Andere weinen ununterbrochen.

Die einen fragen nach dem Warum und suchen Schuldige.

Andere decken alles fromm zu, weil sie meinen, als gläubige Menschen müssten sie besonders tapfer sein.

Einige gehen nach drei, vier Wochen zur Tagesordnung über.

Andere trauern sechs Monate und mehr.

Diese Unterschiedlichkeit geht oft quer durch die Familien, insbesondere auch bei den Kindern. Da habe ich gelernt: Nichts davon ist falsch; jeder und jede soll frei sein in seiner bzw. ihrer Art. Ich will, darf und soll mich da nicht zum Besserwisser aufspielen. In der Trauerbegleitung versuche ich deshalb stets, innerhalb der Familien auch Verständnis für die Unterschiedlichkeit der Anderen zu wecken.

Trauernden im Alltag begegnen

Mehrfach hörte ich von Trauernden, dass ihnen Nachbarn, ja sogar Gemeindeglieder, aus dem Weg gehen. Sie tun das, weil sie keine Fehler machen wollen und nicht wissen, wie sie Trauern-

den begegnen, sie anschauen und ansprechen sollen. Da gibt's eine simple Antwort: Ganz normal!

Du brauchst nicht den Mittrauernden zu spielen und die Stimme zu senken. Sei einfach normal. Grüße freundlich, frag vielleicht, ob du etwas für sie oder ihn tun kannst, und wenn's zu einem Gespräch kommt, dann erzähl doch ein paar Episoden von deinen schönen Begegnungen mit dem oder der Verstorbenen.

Einige von uns meinen, sie sollten – um möglichst keine Wunden aufzureißen – dieses Thema lieber nicht anschneiden. Doch das Umgekehrte ist der Fall. Es ist Salböl auf den Wunden von Trauernden, wenn sie hören, was der verstorbene Ehemann oder die verstorbene Ehefrau dir bedeutet hat.

Trauernde trösten

Hier muss ich die drei Freunde Hiobs anführen. Schön, dass sie kamen, um mit Hiob zu trauern und ihn zu trösten. Schön, dass sie mit ihm sieben Tage «im Staub» saßen und einfach schwiegen. Schade, dass sie nicht weiter geschwiegen haben. Sie hielten das schweigende Trauern nicht länger aus, sie wollten nun Gottes Zulassungen und Handeln erklären.

Das ist wohl der größte Fehler, den wir machen können: den Schicksalsschlag, die Not, das Warum und gar noch Gott erklären zu wollen. Ob fromm oder nicht, es ist einfach falsch.

Das Beste ist, schweigend bei Trauernden zu sitzen; vielleicht, wenn das gewünscht ist, den Arm um sie legen und warten, einfach warten, da sein, mitleiden, mitaushalten.

Dann zuhören, einfach zuhören.

Die Art des Trauerns des Anderen aushalten können.

Keine Erklärungen.

Gott nicht verteidigen.

Aber auch keine Aktivitäten.

Den Trauernden nicht alle Arbeit abnehmen wollen.

Wenn die Zeit dazu gekommen ist, fragen, ob du etwas für sie tun kannst; fragen, nicht machen.

Und wenn die Zeit gekommen ist:

Fragen, ob du beten darfst.

Und vielleicht einen Psalm vorlesen.

Oft sind Trauernde in der Anfangszeit noch im Dauerstress; es gibt ja derart viel zu tun. Und dann, wenn der ganze Rummel vorbei ist, kommt da und dort die Leere. Dies ist die Zeit, in der die Trauernden andere Menschen brauchen.

Aber auch hier: Nicht ungefragt irgendetwas tun, sondern erkundige dich einen Monat nach der Beerdigung, vielleicht sogar erst sechs Monate danach, was du tun könntest. Was gewünscht wird. Was als Hilfe empfunden wird. Und was zur Entlastung beitragen könnte.

Gestaltung der Abschiedsgottesdienste

Ich saß in Abschiedsgottesdiensten schon wie auf glühenden Kohlen. Da meinte der Pastor, die Gelegenheit beim Schopfe packen zu müssen, und evangelisierte dann volle Pulle drauflos. Doch den «Bekehrungsbraten» riechen die Adressaten sofort und werden sich innerlich zu wehren wissen. Sie werden rausgehen und sagen: «So eine Frechheit! Genau das habe ich befürchtet!»

Soll man denn nicht über Gott, Jesus, ja den Glauben reden? Sicher doch! Aber die Frage ist: Wie?!

Eine Abschiedsfeier ist keine Bekehrungs-Session, sondern ein Abschiednehmen von einer Person. Darum lade ich die Angehörigen dazu ein, einige Abschiedsbriefe zu schreiben, darin zu for-

mulieren, was ihnen der Verstorbene bedeutet hat, was sie zusammen erlebt haben. Das Aufschreiben ist mir wichtig, sonst verlieren sie sich. Ich bitte jeweils um eine Kopie und stelle mich zur Verfügung, so dass sie wissen: Wenn die vorlesende Person wegen der aufsteigenden Emotionen nicht mehr weiterkann, werde ich fließend den Part übernehmen.

Für die Predigt suche ich im Gespräch mit den Angehörigen Anhaltspunkte zum Glauben des Verstorbenen. Da gibt es meist mehr zu entdecken, als man meint. Sei's ein Konfirmationsvers, ein Lieblingslied, ein Bibelvers, irgendetwas lässt sich immer finden. So predige ich vom Glauben, aber auch von den Zweifeln des Verstorbenen her. Das können die Menschen fassen.

Ich hole mir bei den Angehörigen jeweils die Erlaubnis, auch schwierige Seiten und die inneren und äußeren Kämpfe des Verstorbenen miteinzubauen. Denn seien wir ehrlich: Es wird nirgends mehr gelogen als auf Beerdigungen. Und ja, die meisten, die in diesem Moment in der Kirche oder in der Bestattungskapelle sitzen, kennen doch auch beide Seiten, die großartigen wie auch die weniger beeindruckenden.

Letzthin beerdigte ich eine sehr liebe fromme Frau, die gegen Schluss des Lebens etwas «überbissen» hatte und ihre Angehörigen und Nachbarn gar oft zu bekehren versuchte. Ich sprach ganz offen darüber, und siehe da: Das entspannte die Trauergesellschaft sehr.

Gegen Schluss fast jeder Predigt schwenke ich dann über auf das Wort «Lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden» (Psalm 90,12). Nein, ich packe auch hier nicht die Bekehrungsflinte aus, sondern rede darüber, was damit alles gemeint sein könnte.

Nach der Predigt kommt das Abschiedsgebet, dieses sehe ich als zentrale innere Mitte der Abdankungsfeier. Ich lade die Menschen ein, diejenigen Passagen mitzubeten, die auch sie speziell

zum Ausdruck bringen wollen. Zuerst geht es darum, zu danken für all das, was wir mit dem Verstorbenen erlebt haben. Dann um den Abschiedsschmerz. Anschließend bitten wir um Vergebung für das, was wir womöglich verpasst haben, und danach vergeben wir dem oder der Verstorbenen all das, was er oder sie nicht mehr in Ordnung hatten bringen können oder wollen.

Ganz zum Schluss sage ich ein paar Dinge darüber, wie man jetzt den Trauernden begegnen könnte.

Meist habe ich mit den Angehörigen vorher vereinbart, dass es einen Steh-Apéro gibt. Ich fordere dann die Gemeinde auf, nach der Abdankungsfeier doch bitte nicht zu kondolieren (denn das ist für alle schrecklich), sondern zum Apéro zu kommen und bei dieser Gelegenheit den Trauernden und einander gegenseitig zu erzählen, was einem der Verstorbene bedeutet hat. Und dabei darf auch gerne gelacht werden.

Ja, und so darf ich erleben, dass mit ganz, ganz wenigen Ausnahmen die Gottesdienstbesucher sich draußen dann an mich heranschieben und Sätze sagen wie: «Wenn Kirche immer so wäre, würde ich hingehen.»

Andere kommen mit Tränen in den Augen und bedanken sich. Und wenn die Verwandten und Bekannten dann bei den Trauernden über den Gottesdienst schwärmen, sind auch sie getröstet.

Kapitel 7

Mein unfassbarer Gott

Ich erinnere mich noch an jenen Tag, an dem mir ein Mann am Telefon unter Tränen mitteilte, dass seine Frau und Mutter von zwei Kindern in einem See ertrunken sei. Ich kannte diese Familie gut, zusammen hatten wir einige großartige Lagerzeiten verbracht.

Meine Reaktion? Die eine große Frage:

Gott, warum?

Seitdem wurde ich mit vielen weiteren Schicksalsschlägen konfrontiert: Die Mutter, die vom Krebs aus der Familie herausgerissen wurde; das Kind, das überfahren wurde; der Vater, der mit dem Deltasegler abstürzte; die ehemaligen Drogensüchtigen, die ich nach Rückfällen beerdigte.

Und immer wieder stand und stehe ich vor dieser stets gleichen Frage:

Gott, warum?

Und ich habe keine Antwort.

Dann war da die Zeit der Heilungsbewegungen, als wir wieder lernten, vermehrt für Kranke zu beten. Nein, das war nicht neu, aber der Hunger und damit das Ausstrecken nach der Kraft Gottes wurden wieder von neuem entfacht. Wir beteten für so viele Menschen, wie wir nur konnten, und wir erlebten so einige geniale Dinge, ja, wir erleben sie bis heute: Beine werden länger, Migränen und Allergien verschwinden, Knie werden geheilt, innere Heilung beginnt.

Doch da waren und sind eben auch die Schwerkranken, die

Tag und Nacht unter stärksten Schmerzen seufzen und weinen und deren Leben vom Leiden schwer gezeichnet ist; Menschen, um die von so vielen Christen im Gebet gerungen wird, für die krampfhaft geglaubt und eingestanden wird – und die wir dann doch sehr oft sterben sehen müssen.

Warum heilt Gott die einen, aber die andern nicht? Immer wieder stand und stehe ich auch hier vor der Frage:

Gott, warum?

Und ich habe keine Antwort.

Dann denke ich an mein Bibelstudium oder meine geniale Aufgabe als Bibellehrer. Wie vielen Stellen in der Heiligen Schrift begegne ich doch, die mich irritieren. Da sind die schrecklichen Gerichte im Alten Testament. Da sind auch die Versprechen von Jesus, dass wir Größeres tun werden als er. Und? Ist es so?

Immer wieder stand und stehe ich vor der gleichen Frage:

Gott, warum?

Und ich habe keine Antwort.

Und dann ist da die Bodentruppe meines himmlischen Vaters. Wie oft bringt sie mich an den Rand der Verzweiflung! Streit, Eifersucht, Besserwisserei, Rechthaberei, Spaltungen in zuvor blühenden Gemeinden; dabei berufen wir uns doch alle auf den gleichen Heiligen Geist, der uns führt und leitet.

So stand und stehe ich auch hier immer wieder vor der gleichen Frage:

Gott, warum?

Und ich habe keine Antwort.

Ich kenne alle gängigen Antworten

Ja, ich kenne sie natürlich, all die gängigen Antworten, ich weiß sie auswendig. Und doch halfen und helfen sie mir nicht über die bohrenden Fragen hinweg. Denn so oft ich sie wälze, so oft sehe ich, dass sie nicht mehr als unbefriedigende, vage Versuche sind.

Mein Weg zum unfassbaren Gott

Mein Weg begann mit dem Buch Hiob. Auch wenn andere mit dieser Hiob-Geschichte Mühe haben, für mich ist sie zu einem Schlüssel zu diesem unfassbaren Gott geworden.

Da begegnen wir Hiob in seinen furchtbaren Schicksalsschlägen, und wir erleben seine Frau, die zu ihm sagt: «Hiob, sag Gott ab und stirb.»

Hm, wäre es nicht tatsächlich das Beste gewesen, mit «Exit» aus dem Leben zu scheiden? Was sollte er denn noch?

Doch Hiob hält an Gott fest.

Dann sind da seine drei Freunde, die, jeder auf seine Art und Weise, genau zu wissen meinen, warum es ihm so dreckig geht.

Und Hiob? Er beginnt, Gott sein Unverständnis vorzumauern. Ja, er klagt ihn gar an. Das «Warum, Gott?!» kommt bitter aus seinem Herzen.

Und? Geht Gott auf die Fragen ein, erklärt er sich? Nein! Aber warum nicht? Hätte Hiob nicht eine Erklärung zugute gehabt?

Gott schweigt. Er schweigt so lange, bis die drei Freunde und Hiob selbst ihr gesamtes «Pulver» verschossen haben.

Dann, nach ganzen 37 Kapiteln (bist du schon einmal so weit gekommen?), beginnt ER zu reden. Aber oh Schock: Statt Erklärungen, die es ja wahrhaftig gegeben hätte (vergleiche dazu Hiob,

Kapitel 1), führt Gott Hiob seine Allmacht, seine Schöpferkraft und Erhabenheit vor Augen.

Und was tut Hiob? Sein Blickwinkel verändert sich. Statt sich in seinen ungelösten Fragen zu verrennen, sieht er jetzt plötzlich die Größe Gottes. Und genau das ist seine Therapie. Dieser Blick auf den souveränen Gott, der über allem menschlichen Tun steht, verändert den Blick Hiobs dermaßen stark, dass er ruft: «Ich hatte von dir nur vom Hörensagen vernommen; aber nun hat mein Auge dich gesehen» (Hiob 42,5).

Die Hiobs-Therapie, das war und ist auch meine eigene Therapie:

Gott ist größer.

Er passt in meine Gedanken nicht hinein.

Und das ist gut so.

Denn würde ich ihn verstehen ...

... wäre er nicht mehr Gott.

Nein, dieser Gott ist nicht verfügbar.

Er ist nicht erklärbar.

Er ist Gott!

Was jetzt noch kommt, ist Beilage. Es sind Worte, die ich liebe, zum Beispiel in den Büchern Mose, wo Gott immer wieder sagt: «Denn ich bin der Herr, dein Gott.»

So sagt er das, ganz knapp und reduziert: «Denn ich bin der Herr, dein Gott.» Punkt. Keine Erklärungen, keine Rechtfertigungen.

Oder dann im Buch Jesaja, Kapitel 55, Vers 8: «Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege, spricht der HERR, sondern so viel der Himmel höher ist als die Erde, so sind auch meine Wege höher als eure Wege und meine Gedanken als eure Gedanken.»

Noch immer steigen Fragen in mir auf. Ja, es ist so: Je mehr ich aus der Bibel oder in dem täglichen Unterwegs-Sein mit meinem Gott über ihn lerne, desto weniger weiß ich.

Ist das nicht paradox?

Nein, ist es nicht.

Denn mit jedem Schritt auf Gott zu eröffnen sich neue Dimensionen über meinen unfassbaren Gott.

Vielleicht brauchst du eine Bekehrung. Eine Bekehrung weg vom fassbaren, verfügbaren, auf deine kleine aufgeräumte Westentasche reduzierten Gott hin zum unfassbaren, nicht verfügbaren, nicht katalogisierbaren Herrn dieses Universums, der von sich sagt: «Ich bin, der ich bin.»

Gott ist größer.
Er passt in meine Gedanken
nicht hinein.
Und das ist gut so.
Denn würde ich ihn verstehen ...
... wäre er nicht mehr Gott.
Nein, dieser Gott
ist nicht verfügbar.
Er ist nicht erklärbar.
Er ist Gott!

Kapitel 8

Sex in der Ehe – darüber reden wir

Wir waren gerade mal sechzehn Jahre jung, als wir einander kennenlernten. Nicht mit Jesus unterwegs, aber von unseren Eltern so geprägt, dass wir das Beste bis zur Heirat aufsparen wollten. Es war aber nicht nur die Prägung von daheim, sondern auch eine tiefe persönliche Entscheidung von uns beiden.

Wie weit gehen? Wir entschieden uns, dass Petting okay sei, aber nicht die Vereinigung.

Natürlich war's nicht einfach. Je weiter wir gingen, desto schwieriger war es, unsere selbst gesetzten Grenzen aufrecht zu halten. Ja, es gab einige heikle Momente, zum Beispiel, als wir nackt im Zimmer lagen und die Eltern nach Hause kamen. Vielleicht gerade noch rechtzeitig? Auf jeden Fall schafften wir es, unsere Vorsätze durchzuziehen.

Hochzeitsnacht und Flitterwochen

Wir waren knapp zwanzigjährig, als wir uns verlobten. Zehn Monate später heirateten wir. Dann endlich, die Hochzeitsnacht! Die oft so hochgejubelte Hochzeitsnacht mit den noch höheren Erwartungen! Jedoch:

Sie ging völlig daneben.

Erika war dermaßen müde.

Und ich, Johannes, war auch kein Hirsch.

Dann ging's nach Mallorca auf die Hochzeitsreise. Dort würde dann die Post abgehen – oder nicht?

Die Tage waren von zwei Faktoren geprägt: Einmal von Erikas Eifersucht, die eskalierte, was täglich zu enormen Spannungen führte.

Und dann war da ihr Mädchenraum, jeden Abend eng umschlungen einzuschlafen. So konnte ich, Johannes, einfach nicht schlafen. Und Sex? Wir waren meilenweit entfernt von dem, was so erzählt wurde.

Erste Ehejahre: Chaos pur

Wieder zu Hause angekommen, folgte der Alltag. Es war ein Alltag voller Eifersucht. Keine Frage, das beeinflusste auch unsere Lust – respektive Unlust –, zusammen zu schlafen.

Nach zwei Jahren war unsere Ehe am Ende.

Nicht nur Worte, auch Gegenstände warfen wir einander an den Kopf.

Wir suchten Hilfe bei einem Eheberater und einer Psychiaterin. Beide rieten uns zur Scheidung.

Dann lernten wir Jesus kennen und vertrauten unser beider Leben ihm an.

Und alles war gut.

Nein, natürlich nicht!

Es war ein steiler, langer Weg zurück zum gegenseitigen Vertrauen. Und auch der Weg der Heilung von Erikas Eifersucht und von meinen tief sitzenden Minderwertigkeitskomplexen war lang und steinig. Doch wir weigerten uns, unsere Ehe aufzugeben. Auch wenn wir so oft ganz nah dran waren. Mit Gottes Hilfe wollten wir es schaffen.

Lustkiller Familienleben?

Dann kamen die beiden Töchter zur Welt, und das intime Zusammensein wurde, bedingt durch die neue Familiensituation, zusehends schwieriger. Die meisten Ehepaare mit Kids kennen das: Endlich wäre Zeit da für Sex! Aber es schwingt immer die Angst mit, eines der Kinder könnte ins Zimmer platzen: «Mami, ich kann nicht einschlafen ...»

Zimmertüre abschließen?

Eine gute Lösung war, dass ab und zu unsere Eltern auf die Kids aufpassten, wir ein Hotelzimmer buchten und die Zweisamkeit genossen.

Wie oft soll's denn sein?

Uns beschäftigte immer wieder die Frage nach dem «Wie oft?». Zeitweise war ich beruflich oder wegen meiner Depressionsschübe dermaßen absorbiert, dass nicht viel lief. Natürlich kamen in Erika dann Gedanken auf wie: «Genüge ich ihm nicht mehr? Hat er eine andere?»

Oft war jedoch ich der Aktivere und Erika zu müde. Das führte immer wieder zu Diskussionen. Manchmal überwand Erika ihre Unlust und ließ sich mir zuliebe auf Sex ein. Dabei erlebte sie immer mal wieder, dass während des Zusammenseins die Lust auch bei ihr aufkam.

Da ist eben auch die Unterschiedlichkeit zwischen Mann und Frau. Klar bedienen wir damit ein Klischee, aber bei uns und vielen anderen, die wir kennen, war und ist es genau so:

Mann sagt Intimität und meint: Sex.

Frau sagt Intimität und meint: Vertrauen aufbauen, gemeinsam Zeit verbringen, Anteil geben. Und dann Sex.

Mann sagt Zärtlichkeit, sein Ziel aber ist: Sex!

Frau sagt Zärtlichkeit und meint: Kerzenlicht, Händchen halten, Kuscheln, gute Gespräche. Und das alles ohne bestimmtes Ziel.

Könnten wir sagen: Der Mann ist zielbewusst, die Frau beziehungsbewusst?

Okay, etwas gar einseitig und verkürzt dargestellt, ich weiß, aber Erika und ich mussten darüber reden. Apropos reden: Der Redebedarf war bei meiner Frau immer größer als bei mir (!). Ein großes Thema war die Verhütung. Ich wollte mich – mit aus meiner Sicht guten und nachvollziehbaren Gründen – nicht unterbinden lassen. Für Erika war aber die Pille auf die Länge keine Option. Also probierten wir Verschiedenes aus: Kondom. Temperaturmessung. Zyklus beobachten und aufschreiben. Vor dem Samenerguss raus ... Die ganze Palette eben.

Für Erika war die Angst vor einer Schwangerschaft oft eine ständige Begleiterin, was die Qualität unseres sexuellen Erlebens immer mal beeinflusste. Heute würden wir das eindeutig anders lösen.

Seitensprünge – (k)ein Thema

Jeder Mensch hat in seinem Leben Schwachstellen oder Einfallstore. Da hat es der Versucher dann leicht, wenn wir uns nicht dagegenstellen. Bei mir ist es die Sexualität. Nicht Pornografie, aber andere Frauen, sei es im Alltag oder auf Geschäftsreisen. Insbesondere bei langen Asien-Trips mit rauschenden Businesspartys stand ich oft in der Versuchung, mir «etwas zu gönnen».

Wollte ich für ein schnelles Abenteuer und etwas Lustbefriedigung wirklich alles, was mir wichtig war, aufs Spiel setzen? Meine Ehe, meine Familie, meine Liebe zu Jesus, meinen Dienst im

Reich Gottes? Warum nicht? Das tun ja alle, ist doch normal und überhaupt ...

Ich führte manche Kämpfe. Oft war ich gefährlich nah dran, doch ich bekam die Kraft, in solch schwierigen Momenten zu überwinden. Dafür bin ich von Herzen dankbar, sonst wären wir in unserer Ehe und Sexualität nicht da, wo wir heute sind.

Mit Ü65 Sex voll und ganz genießen

Die Qualität unseres sexuellen Zusammenseins hat mit dem Älterwerden nicht etwa nachgelassen, im Gegenteil! Wir kennen uns in- und auswendig, wissen, was der Andere gern hat und was nicht, probieren Neues aus und reden darüber. Tatsächlich sind wir noch immer auf einer spannenden Entdeckungsreise, und wir denken, dass das noch lange nicht aufhört.

Unterschiedliche Bedürfnisse in Bezug auf die Häufigkeit? Die gibt es noch immer, Enttäuschungen sind mit einprogrammiert. Wenn Erika keine Lust hat, lege ich alle meine «Verführungskünste» in die Waagschale, was manchmal zu lustvollem Sex führt, an anderen Tagen aber auch zu schwierigen Diskussionen und Enttäuschungen.

Unser Fazit nach 45 Ehejahren

Sex ist ein wunderbares Geschenk des Schöpfers. Dabei ist für uns klar: Dieses Geschenk will entdeckt werden, und je länger wir das in gegenseitiger Verantwortung tun, desto mehr können wir es genießen.

Mit anderen Worten: Sex ist etwas, das zwischen einem Paar wächst. Dieses Geschenk kann der Durcheinanderbringer lau-

fend verdrehen und missbrauchen. Sex kann Energie verleihen – oder sehr viel Energie rauben!

Ist Sex für Gott peinlich?

Schaut Gott weg? Findet er es gar ein wenig abstoßend? So viel ist klar: Gottes Wort, die Bibel, ist überhaupt nicht prüde. Es gibt «Männertexte» und «Frauentexte». Ein Männertext-Beispiel aus den Sprüchen (Sprüche 5,18–19): «Erfreue dich an der Frau, die du als junger Mann geheiratet hast ... Bewundere ihre Schönheit und Anmut! Berausche dich immer wieder an ihren Brüsten und an der Liebe, die sie dir schenkt.»

Oder einer der «Frauentexte» – eigentlich ein ganzes Buch: das Hohelied. Im Kapitel 1,2 steht: «Komm und küss mich, küss mich immer wieder! Ich genieße deine Liebe mehr als besten Wein.»

Insbesondere das Hohelied spricht von Intimität, Romantik und Erotik. Hat Gott wirklich gewollt, dass das in seinem Wort steht? Geht's nicht einfach darum: Licht löschen, ausziehen, Kindlein machen, anziehen, schlafen? So wie es die Kirchenoberen zu gewissen Zeiten fürs Volk propagiert und doch hinten herum immer wieder anders gelebt haben?

Auch Paulus, dem einige vorwerfen, er sei prüde gewesen, schreibt zum Thema Sex. Etwa hier: «Der Mann darf sich seiner Frau nicht verweigern, und genau so wenig darf sich die Frau ihrem Mann verweigern. Nicht die Frau verfügt über ihren Körper, sondern der Mann, und ebenso verfügt nicht der Mann über seinen Körper, sondern die Frau. Keiner von euch darf sich seinem Ehepartner entziehen ...» (1. Korinther 7,3–5).

Paulus fordert Ehepaare auf, ihre Sexualität miteinander auszuleben und sich einander nicht zu entziehen. Leider wurde die-

ser Vers von vordergründig religiösen, tatsächlich aber rücksichtslosen Männern missbraucht. Entweder wurde Sex eingefordert, so quasi als Pflichterfüllung. Oder er wurde vorenthalten, nicht selten mit Erpressung im Sinne von: «Auf Sex kannst du lange warten. Bevor du nicht dies oder das tust, läuft gar nichts.»

Leider passiert das auch heute noch. Der Vers wird als Druckmittel eingesetzt, und anstatt Spaß am Sex zu haben, geht es um Machtspielchen. Trotzdem steht dieser Text in der Bibel. Sollen wir ihn einfach überlesen oder ganz streichen? Oder sollten wir uns nicht besser fragen, was diese Worte wirklich zu bedeuten haben?

Fake News

Über Sex wird viel geschrieben. Auch vieles, was gar nicht stimmt oder zumindest maßlos übertrieben ist. Aus den Unwahrheiten entsteht ein Erwartungs- und Leistungsdruck, was zu Hemmungen bis hin zu völligen Blockaden führen kann.

Als junger Mann, noch vor der Heirat, hatte ich einen Arbeitskollegen, der mich beeindruckte. Fast jeden Montag erzählte er mir, was zwischen ihm und seinen Freundinnen im Bett wieder gelaufen sei. Freizügig sprach er von dieser und jener Stellung. Als ich verheiratet war, begriff ich bald, dass rund achtzig Prozent davon rein anatomisch gar nicht möglich waren.

Es wird noch mehr behauptet, vorgegaukelt, eingeflüstert und als «normal» beschrieben: Wie oft man es tut pro Monat, in einer Woche, sogar an einem Tag. Oder wie lange ein richtiger Mann es kann, wie die Frau den Höhepunkt erleben sollte, respektive wie oft und wie intensiv. Und welche Stellungen und Sextoys man haben müsste. Und, grandiose Fake News, dass Seitensprünge die eigene Beziehung erfrischen würden.

**Ich habe Sex, also bin ich.
Ich habe keinen Sex, also bin ich nicht?**

In unserer übersexualisierten Welt scheint es klar zu sein: Wer keinen Sex hat, hat das Leben nicht wirklich. Sex in allen Formen scheint das absolut Erstrebenswerteste zu sein, das es überhaupt nur gibt. Kein Wunder, setzt das Ehepaare und Singles unter enormen Druck, verbunden mit höchstem Frustpotential.

Mönch und Abt Anselm Grün sagt dazu: «Ich spreche mit sehr vielen Paaren. Wir Ehelosen müssen betauern, dass wir keinen Partner haben. Verheiratete müssen betauern, dass sie diesen einen Partner samt all seiner Schwächen haben. Enttäuschung ist aber kein Jammern, sondern ein Akzeptieren, dass man selbst und der Partner begrenzt ist. So geht man durch den Schmerz hindurch und kann dankbar sein für das Schöne, das man erlebt, für die Zärtlichkeit, statt einander anzuklagen. So ähnlich ist es auch für mich als Mönch: Ich nehme das schöne Gefühl des Verliebtseins wahr, betauere, dass ich es nicht ausleben kann, und dann lasse ich es wieder. Genießen und Lassen, ein Geheimnis des Lebens.»¹

Der Altvater Agathon² sagt dazu: Der sexuelle Trieb ist eine Tatsache. Verdrängen ist keine Lösung, führt zu Frust und Anklage. So bekommt der Trieb Macht über uns. Wir sollen uns mit diesen Sehnsüchten, mit diesen Gefühlen, mit dem Zu-kurz-Kommen und den Kämpfen auseinandersetzen.

¹ Anselm Grün im Interview mit WELT ONLINE unter: <https://www.welt.de/vermishtes/article5624149/Die-erotischen-Gefuehle-eines-Benediktinermoenchs.html> (Zugriff am: 25.09.20).

² Anselm Grün: Der Weg durch die Wüste. 40 Weisheitssprüche der Wüstenväter, S. 26–28 Altvater Agathon.

Intimität schaffen ohne Sex

Wir Menschen sind geschaffen für Intimität, das heißt für Nähe, Vertrautheit, Annahme. Danach sehnen wir uns alle. Reden wir über Intimität zwischen Menschen, dann steht das Thema Sex ganz oben. Sex ist eine wichtige und gute Möglichkeit, Intimität herzustellen. Wir dürfen aber nicht vergessen, dass es auch viele andere geniale Wege gibt, Intimität zu leben: gemeinsame Erlebnisse, gute Gespräche, gemeinsames Essen, gemeinsames Gebet.

Ist Sex für Gott peinlich?
Schaut Gott weg?
Findet er es
gar ein wenig abstoßend?
So viel ist klar:
Gottes Wort, die Bibel,
ist überhaupt nicht prüde.

Kapitel 9

Beziehungen leben: Verschenken & Empfangen

Denke ich über die Gestaltung von Beziehungen in meinem Leben nach, dann ist mir das Wort «verschenken» zuvorderst. Ob in der Ehe, in Freundschaften oder in der Kirche, Beziehungen kamen am ehesten da zum Blühen, wo ich mich verschenkte.

Komm, wir machen eine Zeitreise von rund dreitausend Jahren ins biblische Buch Rut. In Israel herrscht Hungersnot. Wir lesen, wie Familie Elimelech und Noomi mit ihren zwei Söhnen ihre Koffer auf Esel packen und als Wirtschaftsflüchtlinge nach Moab auswandern.

Dort angekommen, trifft sie Schlag Nummer eins: Noomis Mann stirbt. Die zwei Söhne bleiben übrig. Diese heiraten moabitische Frauen, also solche, die an ganz andere Götter glauben.

Nach rund zehn Jahren Schlag Nummer zwei und drei: Es sterben auch die Söhne, und Noomi bleibt mit ihren Schwiegertöchtern alleine.

Eine Family, drei Witwen, der größtmögliche Worst Case in jener Zeit. Jetzt erfährt Noomi, dass es in Bethlehem wieder Brot gibt, und sie macht sich auf, um zurückzukehren. Noomi weiß, sie hat ihren Schwiegertöchtern nichts mehr zu bieten. Im Gegenteil, wenn diese mit ihr gehen würden, dann wäre das eine Reise in die Hoffnungslosigkeit.

Beide Schwiegertöchter weinen, Orpa küsst ihre Schwiegermutter schweren Herzens und kehrt um. Sie hat verstanden: Die Beziehung zur leidgeprüften Schwiegermutter bringt ihr nichts mehr, höchstens bittere Sorgen. Und ja, ihre Schwiegermutter hat Recht: Sie muss jetzt für sich selber sorgen.

Da ist aber noch die zweite Schwiegertochter Rut, und sie sagt: «Rede mir nicht ein, dass ich dich verlassen und von dir umkehren soll. Wo du hingehst, da will ich auch hingehen; wo du bleibst, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott. Wo du stirbst, da sterbe ich auch, da will ich auch begraben werden» (Rut 1,16–17).

Verschenken zum Ersten: Noomi lässt frei, ist bereit, auf die Begleitung der beiden Frauen zu verzichten, gibt ihnen Raum, damit diese sich entwickeln können.

Verschenken zum Zweiten: Rut schaut nicht auf sich. Sie fragt nicht: «Was bringt mir mehr?» Sie weiß, dass sie den schwierigeren Weg gehen wird, und dennoch: Sie verschenkt sich in die Beziehung zu ihrer Schwiegermutter.

Und dann? Dann finden wir Rut als Bettlerin Ähren auf einem abgeernteten Feld auflesen, einem Ort, an dem Verarmte oft schikaniert werden. Nein, kein Karriereschritt. Und doch, am Schluss gibt's ein Happy End. Rut verschenkt sich und wird später zur Empfangenden.

Was bringt's?

Wie schnell sind wir doch in der Gefahr, Ehe- und Freundschaftsbeziehungen unter dem Aspekt des Nehmenden zu schließen und zu gestalten. Was bringt's mir? Hilft's mir? Fördert es mich? Macht es mich glücklich? Und dann: Bringt's das noch?

Die Frage, ob mein Gegenüber meine Erwartungen erfüllen könnte, kann und immer noch tut, ist doch manchmal so gefährlich weit vorne. Könnte es sein, dass Beziehungen wegen dieser Erwartungshaltung nicht zustande kommen, darunter leiden, ja daran zerbrechen?

Leider ist es so, dass die meisten Ehescheidungen sich nach

Ferien anbahnen. Warum eigentlich? Der Psychologe Philipp Herzberg von der Universität der Bundeswehr Hamburg sagt: «Ein Urlaub und auch Weihnachten bedeuten für viele Paare großen Stress. Unterschiedliche Erwartungen werden oft nicht genügend besprochen und prallen aufeinander. Manchmal werden dann faule Kompromisse eingegangen.»

Meine Frau und ich beobachten seit über dreißig Jahren Familien in den Ferien: Die Kinder haben jetzt endlich Anspruch auf den Vater und die Mutter. Und die Mutter hat Anspruch darauf, sich endlich mal auszuruhen, also: Jetzt soll der Vater mal! Und der Vater, der ... Das Karussell beginnt sich zu drehen!

Reden wir von Single-Freundschaften. Singles haben etwas, was Verheiratete manchmal etwas «neidisch» beobachten: Sie sind so unabhängig, können oft tun und lassen, was sie gerade möchten. Könnte es sein, dass diese Unabhängigkeit und das Ausleben dieser Freiheit manchmal auch dem Sich-Verschenken im Wege stehen?

Hierzu zwei schwierige Fragen. Die erste: Was ist, wenn du dich in einer oder mehreren Beziehungen verschenkt hast, und du hast nicht empfangen? – Ja, ich weiß, Enttäuschungen in Beziehungen kennt jede und jeder von uns. Aber ist das ein Grund, um aufzugeben?

Die zweite Frage: Soll man sich verschenken bis zur Selbstaufgabe? Soll ich meine eigenen Bedürfnisse verleugnen, hintanstellen oder gar unterdrücken, bis es zur Implosion kommt? – Auch das ist nicht gemeint.

Verschenken & Empfangen

Verschenken ist die absolute Grundlage für gesunde Beziehungen. Das tönt simpel, ist eigentlich klar, aber wollen wir's auch glauben und leben?

Ich erfahre es in meiner eigenen Ehe, wie jeder von uns so oft vor der Entscheidung steht, sich zu verschenken oder Ausschau zu halten nach dem, was es einem bringen wird bzw. bringen kann. Und da will und muss ich heute meiner Frau ein ganz dickes, fettes Kompliment machen: Wie oft hat sie sich verschenkt, nicht nur an mich, sondern auch an die Gemeinde, die Stiftung.

Vor noch nicht langer Zeit wurde sie gefragt: «Kamst du dabei nicht zu kurz? Hast du dafür auch empfangen?»

Und sie meinte: «Ja, das habe ich.»

Will ich mich an meinen Ehepartner verschenken, auch in der Sexualität? Das ist doch im Epheserbrief, da, wo's um die Ehe geht, im Tiefsten gemeint. Verschenken in der Ehe verstehe ich als ein «sich dem Anderen in der Ergänzung schenken».

Erika und ich sind so unterschiedlich. Es war nicht einfach, nein, aber das Beste, was uns beiden passieren konnte: in unserer Unterschiedlichkeit die Ergänzung zu entdecken und uns mit unseren Stärken dem Anderen zu verschenken. Ich denke dabei an meine Gabe, zu organisieren, und an ihre Gabe, ein echtes Zuhause zu gestalten. Oder an mein stetes Vorwärtsgen und an die Art, wie sie demgegenüber immer den Ruhepol schafft. Und zu guter Letzt denke ich an mein offensives Wirken gegen außen und an ihre Gabe, uns gleichzeitig gegen innen abzusichern.

Jüngere Paare sagen: «Heute gibt's andere Partnerschaftsmodelle als das, das ihr lebt.» Jedoch: Wir leben kein Modell. Das «sich in der Ergänzung verschenken» sieht je nach den Begabungen der einzelnen Paare ja völlig unterschiedlich aus. Leider beobachte ich aber da und dort, dass es eher um ganz andere Dinge geht, nämlich:

- Dem Anderen etwas zu beweisen;
- zu zeigen, wo man besser ist;
- sich zu konkurrieren, sich zu behaupten;
- sich nach vorne zu drängen.

Wie viel Reichtum einer Ehe geht da verloren!

Verschenken & Empfangen als Single mit Freunden: Will ich in Freundschaften investieren, für andere da sein, einen sicheren Hafen bilden für sie? Ich denke, dass die obige Geschichte von Rut zu uns allen spricht, ganz besonders aber zu Singles.

Was kannst du von Rut lernen?

Vielleicht möchtest du dich verschenken, aber es steht dir etwas im Wege, zum Beispiel das Gefühl, nicht zu genügen, oder die Angst, abgelehnt zu werden oder etwas zu verpassen. Ich will dich heute ermutigen, diese Barrieren zu überwinden.

Verschenken & Empfangen sehen wir bei Jesus, heißt es doch von ihm: «... wie auch Christus die Gemeinde geliebt und sich selbst für sie dahingegeben hat» (Epheser 5,25). Christus hat sich den Menschen verschenkt; verschenkt bis zur Hingabe seines Lebens. Dann wurde er vom Vater erhöht.

Verschenken & Empfangen – kann man bei Jesus lernen!

Erika und ich
sind so unterschiedlich.
Es war nicht einfach, nein,
aber das Beste,
was uns beiden passieren konnte:
In unserer Unterschiedlichkeit
die Ergänzung zu entdecken
und uns mit unseren Stärken
dem Anderen zu verschenken.

Kapitel 10

Wenn Beziehungen zerbrechen

Wir tauchen ein in die Beziehung zwischen Barnabas und Paulus. Sie beginnt da, wo Paulus, der Christenverfolger, zum Glauben an Jesus kommt und zu den Aposteln in Jerusalem will. Doch da gibt's ein Problem: Die Männer dort glauben nicht an seine Veränderung. Barnabas hingegen vertraut Paulus und wird für ihn zu einem Türöffner zum Headquarter der ersten Christen.

Anschließend erleben wir mit, wie die Beiden Seite an Seite in Antiochien ein ganzes Jahr lang das Evangelium verkünden. Dann geht's auf die erste Missionsreise. Sie durchleben und überwinden größte Schwierigkeiten, sind ein geniales, eingespieltes Team.

Doch als die zweite Reise ansteht, lesen wir: «Sie gerieten scharf aneinander», oder: «Es entstand eine Erbitterung.» Wie ehrlich ist doch die Bibel – wir denken da auch an die Trennungen von Abraham und Lot oder von Esau und Jakob. Es hat mich schon oft berührt, dass Lukas hier so ehrlich berichtet.

Wie kam es zur Trennung?

Da gab es unterschiedliche Ansichten in Bezug auf den von Barnabas ins Spiel gebrachten neuen Begleiter Johannes Markus. Und vermutlich der stärkste Grund: unterschiedliche Charaktere. Hier trennen sich zwei Männer; der eine heißt Josef und bekam von den Aposteln den Ehrennamen Barnabas (*Sohn des Trostes, Ermutiger*). Der andere heißt Saulus (hebräisch: *der Erbetene*), mit zweitem griechischem Namen Paulus (*der Kleine, Geringe*).

Also mit anderen Worten: Der «Sohn des Trostes, der Ermutiger» entzweit sich mit dem «Kleinen, Geringen»! So war es, so

ist es! Wir müssen es uns eingestehen, Beziehungen können zerbrechen, das gehört leider zu unserem Menschsein dazu. Das sage ich nicht leichtfertig; ich sage es mit schwerem, sehr schwerem Herzen. Ich meine, dass die allermeisten von uns zerbrochene Beziehungen kennen. Welche liegen hinter dir? In welchen stehst du gerade mittendrin?

Warum kam es so weit?

Wurdest du zurückgestellt?

Wurden andere bevorzugt?

Gab es unterschiedliche Ansichten?

Waren die einzelnen Charaktere zu verschieden?

Kam es zu Missverständnissen?

Spielten Eifersucht oder grobe Fehler eine Rolle?

Umgang mit zerbrochenen Beziehungen

Auch wenn es eine Tatsache ist, dass Beziehungen scheitern und zerbrechen können, lasst uns das nicht mit einem oberflächlich-glatten «Es ist halt so» abtun.

Ehebeziehungen: Lasst uns insbesondere um Ehen ringen, durchaus auch kämpfen, welche vor Gott mit dem heiligen Versprechen «Bis dass der Tod uns scheidet» geschlossen wurden. Lasst uns investieren, lasst uns rechtzeitig Hilfe holen, lasst uns auf Rat hören, auch wenn er gegen all das stehen mag, was wir empfinden.

Dabei braucht es von uns die Bereitschaft, uns in die Beziehung zu verschenken, und es braucht vor allem eine große Portion Demut. Wo wären Erika und ich, wenn wir nicht unter Tränen und vielen Schmerzen um unsere Ehe gerungen hätten?

Und doch, das sage ich wieder unter Schmerzen, gibt's den Moment, wo's nicht mehr geht. Wo Ehepartner leiden, wo sie

krank, entwürdigt, hörig werden und die Ehe zerbricht. Wenn es denn so ist: Wie gehen wir als Ehepartner auseinander? Verletzen wir uns mit den Splittern des Zerbrochenen? Kämpfen wir mit Rechtsanwälten vor Gericht um unsere Rechte? Sind wir bereit, Hilfe anzunehmen, und uns an dem Punkt, wo's wirklich nicht mehr anders geht, loszulassen?

Ja, wie trennen sich Ehepartner?

Ich denke an Freundschaften und Beziehungen in der Kirche, insbesondere in Kleingruppen, und innerhalb der Verwandtschaft, mit den Arbeitskollegen, mit dem Chef, mit den Angestellten. Von Paulus und Barnabas steht nichts davon, wie sie auseinandergingen. Wie gehen *wir* mit Zerbrochenem um? Verletzen wir uns?

Da trifft mich jeweils ein Wort von Jesus. Wie er in Matthäus 5,23–24 sagt, dass wir, noch bevor wir opfern, hingehen und uns mit unserem Bruder versöhnen sollen. Was ist hier gemeint? Kann oder sollte, ja *muss* jede Beziehung so geregelt werden, dass man gemeinsam weitergeht? Insbesondere Christen meinen das manchmal und stehen in der Gefahr, Konflikte zu verschleppen, oder dann wollen sie die Bruchstellen unter keinen Umständen wahrhaben. Es kann dann einfach nicht sein, was nicht sein darf – bis der Bruch so vertrackt ist, dass das, was ich hier von Jesus bezüglich Versöhnungs-Aufforderung verstehe, gar nicht mehr möglich ist.

Versöhnung in den verschiedensten Beziehungen verstehe ich so: Zuerst die Problematik eingestehen. Und dann aussprechen: «Ja, unsere Beziehung ist zerbrochen.» Es muss nicht die Frage geklärt werden, warum es so weit kam; die Gründe dafür sehen beide Teile ja doch meist sehr unterschiedlich. Aber das Eingestehen, dass wir es zusammen nicht geschafft haben; das Eingestehen, dass auf dem Weg bis zum Bruch beide Seiten Fehler gemacht haben – also, das müssten wir doch hinkriegen.

Die einzelnen Fehler müssen dabei gar nicht breitgeschlagen werden. Es geht um etwas anderes: Wir schauen einander in die Augen. Wir geben uns die Hand und sagen gegenseitig «Es tut mir leid». Wenn möglich sogar: «Bitte vergib mir.»

Ja, wir vergeben einander, dass wir's nicht geschafft haben. Das ist das Ziel. Wir wünschen einander echt und von Herzen Gottes Segen und lassen uns dann auf getrennten Wegen frei.

So wie Paulus und Barnabas.

Interessant und vielleicht unverständlich, dass Paulus und Barnabas danach in neuen Teams weiter gesegnet und von Gott gebraucht wurden und Paulus später Johannes Markus, wegen dem es ja schließlich zur Trennung gekommen war, als seine rechte Hand bezeichnet.

Könnte es sein, dass die einen unter uns die Flinte zu schnell ins Korn werfen, andere aber zu lange warten?

Späte Versöhnung?

Ich denke an meine Beziehung zu meiner Schwester. Wie gut war sie doch gewesen, wie sehr hatte sie mich doch in den Jahren der Ehekrisen unterstützt. Dann kamen Jahrzehnte, die sehr schwierig waren. Warum eigentlich? Ich weiß es nicht.

Meinen Eltern war das ein großer Kummer, sie beteten regelmäßig für uns, und auch in unserer Kleingruppe beteten wir, so oft das Gespräch auf das Thema «Versöhnung» kam. Doch nichts bewegte sich. Dann kam diese Kreuzfahrt, während der unser Schiff einen Tag lang in Oslo an der Pier lag. Irgendwie hatte meine Schwester das mitbekommen und fragte mich per SMS, ob sie mich, da sie mit ihrem Mann auch gerade in der Stadt sei, treffen könne.

Da standen wir dann an der Reling des Schiffs, als sie sagte:

«Schau mal, wie tief das Wasser an dieser Stelle ist. Lass uns doch unsere Differenzen gerade hier versenken und nie mehr heraufholen.»

Ich war einverstanden. Von da an war so vieles anders. Hatten wir ausgemacht, wen von uns beiden welche Schuld traf? Nichts von dem, wir haben einfach vergeben.

Im ersten Buch Mose begegnen wir Jakob, wie er seinen Bruder Esau zweimal aufs Gemeinste übervorteilt. Die Folge: Hass, Morddrohung, Trennung, Flucht.

Es folgen rund zwanzig Jahre der Separation, dann soll es zum Wiedersehen kommen. Wie würde es sein?

Esau und Jakob hatten offenbar unterschiedliche Erwartungen. Schauen wir uns die Begegnung an:

Jakob hatte panische Angst.

Und Esau? Was war mit ihm in den zwei Jahrzehnten geschehen? Er geht Jakob entgegen und küsst ihn. Offenbar gelang es Esau, seinen berechtigten Zorn über den himmelschreienden Betrug seines Bruders in etwas Neues zu verwandeln. Er war nicht in Schmerz und Selbstmitleid liegen- und gefangengeblieben, sondern gestaltete sein eigenes Leben erfolgreich und ist nach langen zwanzig Jahren sogar fähig, von sich aus seinen Bruder wieder mit Großzügigkeit aufzunehmen. Hat er sich wohl schon lange nach diesem Moment gesehnt?

Esau gibt dir und mir die Hoffnung, dass es zwischen Menschen – all den Konflikten und Täuschungen in der Vergangenheit zum Trotz – immer wieder die Möglichkeit der Vergebung und Versöhnung gibt.

Und Jakob? Er hat Angst, dass sein Bruder sich an ihm rächen wird, darum schickt er ein Heer von Geschenken vor sich her. Hatte er sich in den zwanzig Jahren im Ausland in ein inneres Bild hineingesteigert, wie sein Bruder sich an ihm rächen könnte, rächen wollte? Sah er es vor dem Einschlafen vor sich, träumte er

gar davon? Plagte ihn die Schuld all die Jahre? War er deshalb nicht früher wieder heimgekehrt, um noch einmal seine Mutter zu sehen?

Was hinderte ihn daran, an Versöhnung zu glauben?

Da ist die Begegnung, der Kuss seines Bruders, der sagt: «Komm, zieh mit mir; komm, ich will dich beschützen.» Aber Jakob will nicht. Warum nicht? Traut er dem Frieden nicht? Traut er seinem Bruder Esau nicht? Kann Jakob, diese komplexe Persönlichkeit, sich nicht vorstellen, dass so ein Konflikt tatsächlich bereinigt werden kann?

Übrigens: Wenn du den Text liest, dann siehst du nichts davon, dass es darum ging, den alten Konflikt neu aufzukochen, irgendetwas zu rechtfertigen oder alle Schuld nochmals explizit beim Namen zu nennen. Nein, wir lesen von einer Umarmung, von Versöhnung – nicht, weil man Recht hat (und der andere Unrecht) und das mit großer Geste und ausuferndem Machtgehabe zum Ausdruck bringen will, sondern ...

... weil man Bruder ist!

Versöhnung ist möglich.

Versöhnung ist das Ziel.

Zumindest das Fernziel.

Eine Versöhnung muss nicht zwingend bedeuten, dass man den Weg erneut gemeinsam unter die Füße nehmen wird. Bei einer Versöhnung geht es auch nicht darum, wer jetzt Recht hat und wer nicht. Versöhnung hat ein ganz anderes Ziel:

Sie macht das Herz frei.

Auf beiden Seiten.

Kapitel 11

Einsamkeit und die Antwort der Kirche

Zwei unterschiedliche gesellschaftliche Trends treiben mich seit Jahren um. Sie haben sehr direkt miteinander zu tun. Auf der einen Seite grassiert die Einsamkeit, auf der anderen Seite sind Menschen immer weniger bereit, in verbindliche Gemeinschaft über die eigene Peergroup hinaus zu investieren.

Dass diese beiden Trends inzwischen auch in der Kirche angekommen sind, stimmt mich enorm traurig, und ich werde nicht aufhören, dagegen anzukämpfen. Eigentlich wollte ich ein ganzes Buch darüber schreiben, doch muss ein Kapitel genügen, um – hoffentlich – viele meiner Leserinnen und Leser zum Nachdenken zu bringen.

Einsamkeit

Ein Zitat aus einer Tageszeitung: «Einsamkeit: Die Volkskrankheit, die die Seele auffrisst.»

Wer im Internet recherchiert, wird mit rund 600.000 Beiträgen zur westlichen Gesellschaftskrankheit Nr. 1 überrollt. Ein paar Beispiele: Manfred Amerell, Ex-Bundesliga-Schiri, 65-jährig, lag tagelang tot in seiner Münchner Wohnung; Renée S., 44-jährig, wurde sechs Monate lang nicht entdeckt; Lilo Pulver flüchtete aus dem Altersheim, weil sie Angst hatte, in ihren letzten Minuten allein zu sein.

Psychologen unterscheiden zwei Formen von Einsamkeit: Die emotionale Einsamkeit zeigt sich, wenn ein enger Vertrauter

fehlt, ein Partner, mit dem man sich eng verbunden fühlt. Die soziale Einsamkeit dagegen weist darauf hin, dass es grundsätzlich an sozialen Beziehungen mangelt, an Unterstützung durch Freunde, Nachbarn oder Kollegen.

In einer Umfrage des Deutschen Studentenwerks gaben vier Prozent der Studierenden an, so große Kontaktschwierigkeiten zu haben, dass sie sich Hilfe wünschten.

Weitere elf Prozent verspüren depressive Verstimmungen, die oft auf das Gefühl von Einsamkeit zurückgehen.

Jeder dritte Deutsche kehrt innerhalb der ersten anderthalb Jahre ins Heimatland zurück, weil er sich in der Schweiz einsam fühlt.

In Großbritannien werden an Sonntagmorgen atheistische Versammlungen angeboten, um so das Vakuum, das durch den Wegfall des Gottesdienstbesuchs entstanden ist, zu füllen.

Beim Nachforschen wird schnell klar: Einsamkeit trifft alle gesellschaftlichen Schichten. Kürzlich habe ich von europäischen Ländern gelesen, die Einsamkeitsminister einsetzen wollen.

Ich bin voll davon überzeugt, dass Christen hier einen echten Unterschied machen könnten.

Gemeinschaft: eine himmlische Kultur

Ein Blick in den Himmel zeigt, dass echte Gemeinschaft nicht auf der Erde erfunden worden ist, sondern eben im Himmel. Die engste und reinste Gemeinschaft sehen wir in der Dreieinigkeit zwischen Vater, Sohn und Heiligem Geist. Dann erleben wir in der Offenbarung mit, wie stark die Gemeinschaft der Menschen vor dem Thron Gottes ist, und ein Blick über unser Zeitalter hinaus zeigt uns, was dort, in der neuen Welt, zentral sein wird: Gemeinschaft. Denn es steht darüber nicht weniger geschrieben als: «Gott bei den Menschen»!

Wie im Himmel so auf Erden

Jesus hat die himmlische Kultur der Gemeinschaft auf die Erde gebracht. Er lebte nicht als Einsiedler und Eigenbrötler, sondern entschied sich dafür, in einer verbindlichen Gemeinschaft mit zwölf total unterschiedlichen Menschen zu leben. Während rund drei Jahren prägte er sie und investierte in ihre Leben.

Es war eine Gemeinschaft, die – gleich wie heute – Eifersucht, Geltungsdrang, Enttäuschungen, ja Verrat kannte. Trotzdem gab Jesus nicht auf. Selbst in seinem größten Leiden stiftete er Gemeinschaft zwischen seiner Mutter und Johannes.

Wir können von der Apostelgeschichte nicht lernen, wie genau man jetzt Kirche bauen soll, aber wir können mitverfolgen, was sie in ihrem Kern wirklich ausmacht: verbindliche Gemeinschaft über soziale Grenzen hinweg. Diese gegenseitige Verbindlichkeit war das Element, das viele Menschen von der verändernden Kraft Jesu überzeugte.

Mein Erleben

Ich habe Jahrzehnte darum gerungen, dass diese himmlische Kultur auch in unserer Kirche immer wieder neu gelebt wird. Zu Beginn nannten wir das «Hauskreise», später Hauszellen, Kleingruppen, DNA-Kleingruppen. Und heute heißen sie Small-groups. Der jeweilige Rahmen verändert sich, aber der Fokus blieb stets der gleiche: verbindliche Gemeinschaft.

Ich selbst war über vierzig Jahre lang Teil solcher Gruppen. Mal waren sie begeisternd, mal, na ja, langweilig bis ätzend. Manchmal kostete es mich echt Überwindung, hinzugehen, aber etwas blieb: Ich erlebte hier die verändernde Kraft von Jesus

mehr als an jedem anderen Ort. Nicht im Fast-Food-Stil, dafür aber nachhaltig.

Ich denke da, wie könnte es anders sein, an «meinen Walti». Was für eine Vergangenheit, was für ein total kaputtes Leben. Und was für ein schwieriger Mensch war er doch, als er zum ersten Mal in einem Ostergottesdienst im Zirkuszelt, unserem Gottesdienstraum, erschien und mir beim Gang über die symbolische Brücke mein Hemd vollweinte.

Von da an waren wir beide zehn Jahre lang mit immer wieder unterschiedlichen Leuten gemeinsam in Kleingruppen unterwegs. Das war schwierig, echt schwierig, und doch lehrte er mich und die Anderen so viel. Weil wir die Spannungen aushielten (manchmal nur knapp), hatten wir das Vorrecht, mitzuerleben, wie sich sein Leben Schrittchen für Schrittchen veränderte und wie am Schluss noch *das* Wirklichkeit wurde, worum wir so oft gebetet hatten: Versöhnung mit seiner Familie.

Da waren aber auch die Punkerin S., die Singlefrau M., die Ehepaare S. und Z.; wir hatten also stets total durchgemischte Gruppen.

Heute bin ich in einer «Early Bird»-Männergruppe. Wir treffen uns wöchentlich «mitten in der Nacht» von 6 bis 7 Uhr im Büro eines Geschäftsmannes und erleben, dass «Mann» auch in diesem Setting, ohne Kuchen, rasch in die Tiefen des wirklichen Lebens kommt.

Mein Weckruf

Ich beobachte, wie immer weniger Menschen bereit sind, einmal pro Woche verbindliche Gemeinschaft über soziale Unterschiedlichkeiten hinweg zu leben. Diejenigen, die nicht mehr dazu bereit sind, führen verschiedene Argumente ins Feld:

«Ich brauche mal Zeit für mich.»

«Ich habe schlechte Erfahrungen gemacht.»

«Ich möchte mir halt die Menschen, mit denen ich zusammen bin, selber aussuchen.»

«Ich habe schon im Beruf mit schwierigen Menschen zu tun, darum will ich das in der Freizeit nicht auch noch.»

«Ich suche mir einen Kreis, in dem ich wachsen kann.»

Aber hey, wo kommen wir hin, wenn wir nicht mehr in den Fußstapfen von Jesus und der ersten Gemeinde laufen? Wo, wenn nicht in völlig durchmischten Gruppen und Gemeinschaften, soll denn, wie es Jesus sagt, «die Welt an unserer Liebe erkennen, dass ER lebt»?

Sind wir als Christen wirklich so weit, dass der Sauerteig der Selbstverwirklichung und des egoistischen Verhaltens unsere Kirchen ihrer Seele entledigt?

Ich wage es, das noch etwas pointierter zu sagen: «Wenn uns der Preis, die himmlische Kultur der Gemeinschaft zu leben, zu hoch ist und neben uns in der Kirche Menschen in ihrer Einsamkeit verkümmern, dann werden wir das einmal zu verantworten haben!»

Natürlich gilt es auch hier, immer wieder neue Formen zu finden. Aber nie und nimmer auf Kosten von verbindlicher Gemeinschaft.

Auf der einen Seite
grassiert die Einsamkeit,
auf der anderen Seite
sind Menschen
immer weniger bereit,
in verbindliche Gemeinschaft
über die eigene Peergroup hinaus
zu investieren.

Kapitel 12

«Social lifting» und Gourmet-Christen

Ich denke seit vielen Jahren über den Begriff «Social lifting» nach. Das begann so: Schon in den ersten Jahren der Quellenhof-Stiftung kamen aus unseren Therapiehäusern Teilnehmende mit Suchthintergründen und psychischen Krankheiten zu uns in die Gottesdienste. Die Aussage war oft die gleiche: «Endlich verstehe ich die Predigten und weiß, was sie mit meinem Alltag zu tun haben. Endlich fühle ich mich angenommen. Endlich habe ich ein Zuhause gefunden.»

Einerseits liegt das wohl daran, dass ich zu denen gehöre, die begabt sind, alltagsrelevant und umsetzbar zu predigen. Andererseits hat es aber eben mit dem «Social lifting» in Kirchen zu tun. Das geht so:

Menschen, oft mit einfachem Hintergrund, so wie bei uns in der Kirche, machen sich auf den Weg mit Jesus und hören gut verständliche, lebensnahe Predigten. Ist die Hinwendung zu Jesus nachhaltig, verändern sich ihre Leben, was unter anderem an ihrer Einstellung zur Arbeit sichtbar wird. Ihre Kinder wachsen in Geborgenheit und mit dem Wort Gottes auf, sie entwickeln sich und besuchen höhere Schulen als ihre Eltern.

Die Kinder der nächsten Generation wiederum machen noch einen weiteren Schritt vorwärts, studieren und ergreifen akademische Berufe.

So kann man in Kirchen, die es schon länger gibt, feststellen, dass es nur noch wenige Gemeindeglieder mit einfachem Background gibt – «Social lifting» hat stattgefunden. Nun werden

auch die Predigten «anspruchsvoller» und komplexer, in der Jugendgruppe sind Leute mit gymnasialer Ausbildung die Regel, und somit steht die Kirche in der Gefahr, durch die veränderte Art ihrer Besucher und den Predigtstil den Anschluss zu den «einfachen Menschen» zu verlieren. Und zu vergessen, woher die meisten der eigenen Leute einmal kamen.

Nein, das ist keine Erfindung von mir; das habe ich in einigen Kirchen beobachtet, und das sind auch die Feedbacks von etlichen suchenden Menschen. Auch unsere Kirche steht nicht über dieser Entwicklung. Trotzdem gilt noch immer: Menschen vom Rande der Gesellschaft fühlten und fühlen sich gewiss auch heute noch willkommen bei uns. Und das ist gut so.

Es machte mich über viele Jahre hinweg glücklich, dass Gemeindeglieder mit Karriereberufen sagten, sie seien stolz, in einer Kirche zu sein, die so durchmischt ist. Die leichtverständlichen Predigten ließen auch sie in der Jesus-Nachfolge wachsen, und sie waren bereit, mit Menschen aus schwierigen Hintergründen Jesus-gemäße, heilende Gemeinschaft in Kleingruppen zu leben. Warum? Sie hatten verstanden, worum es in der Kirche wirklich geht.

Doch wird es so bleiben? Ich sehe Tendenzen in eine andere Richtung. Einerseits möchte man lieber mit selbst ausgesuchten, sozusagen handverlesenen Leuten aus ähnlichen sozialen Schichten unterwegs sein, und andererseits steuern wir auf ein «Gourmet-Christentum» zu.

Mann und Frau können sich schon seit längerem Podcasts von überall reinziehen, was nicht per se negativ ist, im Gegenteil: Es ist doch schön, wenn man da und dort andere Predigten als «zu Hause» hören kann und das Glaubensleben dadurch inspiriert wird.

Doch mit dem Lockdown in der Corona-Krise hat sich der Trend hin zu den besten und aufwändigsten Podcasts und Live-

streams noch verschärft. Predigten werden so immer mehr zum Konsumgut, das man sich dort abholt, wo's einem am besten schmeckt.

Damit steigen auch die Anforderungen an den eigenen Prediger. Der sollte doch auch so gut recherchieren, sollte ebenfalls das Neueste vom Neuesten bringen, sollte ebenfalls jeden Sonntag ein auserlesenes Predigt-Menü servieren.

In diesen Trends gibt es verschiedene Szenarien.

Szenario eins: Der Pastor ist überfordert und resigniert.

Szenario zwei: Der Pastor passt sich an, die Predigten werden «tiefer» (was immer das heißt), dabei werden einfachere Menschen abgehängt.

Szenario drei: Der Pastor bleibt beim einfachen, direkten Wort Gottes, dann werden einige nur noch sporadisch zum Gottesdienst erscheinen, weil sie nicht das zu hören bekommen, was aus ihrer Sicht existenziell und (so meinen sie) unersetzlich sei, damit sie geistlich weiterwachsen könnten und sich nicht etwa noch langweilen müssten.

Für wen ist denn die Kirche da? Für wen war Jesus gekommen? Wie sagt er doch, zum Beispiel in Markus 2,17: «Nicht die Starken bedürfen des Arztes, sondern die Kranken. Ich bin gekommen, die Sünder zu rufen und nicht die Gerechten.»

Wie ist ihm doch das eine verlorene Schaf so wichtig, dass er die anderen neunundneunzig erst mal auf der Seite lässt. Sind denn einige unter uns nicht reif genug, um zu merken, dass der Gottesdienst nicht einfach nur für sie da ist, sondern dass sie ein Teil einer Gemeinschaft sind? Und wenn sie denn tatsächlich schon reifer sind, dann gäbe es doch nichts Herrlicheres, als in die zu investieren, die noch «in die Windeln machen».

Ich sage das als einer, der selbst erfahren hat: Das Teilen mit schwächeren Menschen lässt jeden im Glauben wachsen.

Wider den geistlichen Hochmut

Die Not unter uns Christen ist nicht, dass wir zu wenige ausgefeilte Predigten hätten. Die Not ist, dass so wenig davon in unseren Leben umgesetzt wird. Wie traurig macht es mich doch, dass ich so oft miterleben muss, wie die klarsten Dinge, bei denen einige meinen, sie hätten sie schon lange genug gehört, im realen Leben gar nicht vorhanden sind. Wie oft vermisse ich zum Beispiel Vergebungsbereitschaft, Treue in der Ehe, echte Nächstenliebe, Jesus-gemäßen Umgang mit Finanzen ...

Da rufe ich mit Jakobus: Um Himmels willen, seid nicht nur Hörer, sondern Täter des Wortes! Ich meinerseits kann jedenfalls auch noch aus der einfachsten Predigt, so sie denn alltags- und lebensrelevant ist, etwas für mich mitnehmen. Denn ich weiß: Mein am «Referenzpunkt» Jesus orientiertes Leben hat noch viel, viel Luft nach oben.

Ich wage es, zum Schluss dieses Kapitels argumentativ noch eine Schippe draufzulegen: Ich befürchte und beobachte, dass eine ganze Reihe von Frommen in der Blase eines geistlichen Hochmuts lebt.

Wäre da nicht Umkehr angebracht?

Kapitel 13

Erika, die Frau an meiner Seite

Simone Siddiqui-Reichenbach im Gespräch
mit Erika Wirth

Simone: Beginnen wir ganz am Anfang der Geschichte von dir und Johannes: Hättest du dir damals, als du dich für ein Leben an der Seite von Johannes entschieden hast, vorstellen können, dass du hier mit mir sitzt und ein Interview gibst, weil dein Mann daran ist, sein zweites Buch zu schreiben?

Erika: Nein, das hätte ich damals nie im Leben für möglich gehalten. Wenn ich so etwas geahnt hätte, hätte ich wohl dankend abgewunken und gesagt: Für so ein Leben bin ich viel zu zurückhaltend und «zue schüüch», zu scheu. Und ich hätte mich von vornherein auch viel zu stark vor einem solchen Leben gefürchtet.

Springen wir etwas voraus, hinein in die Pionierzeit der Quellenhof-Stiftung in den 80er Jahren: Wie war es für dich, als du gemerkt hast, dass Johannes sich sehr stark auf den Aufbau der Gassenarbeit unter den Drogensüchtigen konzentriert?

Es hat sehr viel mit mir gemacht. In allererster Linie hat es auch mein Herz verändert. Ich habe durch die Aufbauarbeit von Johannes sehr viel mitbekommen, und es wurde in mir drin ein Prozess ausgelöst. Ein Prozess, in dem ich in diese Arbeit hereinwachsen musste – oder

auch durfte. Ich hatte vorher keinen Kontakt zu drogenabhängigen Menschen gehabt und musste das erst lernen. Ich konnte die Vision mit Johannes als Visionär, der vorausging, mitentwickeln und habe so selber ein großes Herz für diese Menschen am Rand der Gesellschaft bekommen. Und je mehr persönlichen Kontakt ich zu ihnen hatte, desto größer wurde diese Liebe für sie und für ihre Lebensgeschichten.

Du hast gerade erwähnt, dass du vermehrt persönlichen Kontakt zu Drogensüchtigen hattest. Das entstand ja vor allem dadurch, dass ihr als Familie übers Wochenende immer wieder Süchtige zu Hause aufgenommen habt. Wie war das für dich?

Unsere beiden Kinder waren damals noch sehr klein, und an den Wochenenden haben wir diese Menschen von der Gasse ins Familienleben integriert. Das klingt jetzt so locker und einfach – aber es war für mich eine große Herausforderung, da ich in einer Familie aufgewachsen bin, in der wir uns fast ausschließlich innerhalb der Kernfamilie bewegt haben. Im Gegensatz dazu hatte Johannes bereits als Kind die Erfahrung gemacht, was es bedeutet, ein «offenes Haus» zu haben. Es war daher ein intensiver Lernprozess für mich, bewusst mein eigenes Haus für die Drogenabhängigen zu öffnen. Aber je mehr ich über meinen Schatten gesprungen bin, desto mehr konnte Gott mein Herz mit der Liebe für diese Menschen erfüllen. Das war eine sehr schöne Erfahrung. Und für unsere Kinder war es überhaupt kein Problem, dass diese Menschen an den Wochenenden ständig bei uns waren – es gehörte einfach zum Alltag.

Eure Kinder waren damals fünf und zehn Jahre alt. Hast du dir als Mutter nie Sorgen gemacht, dass Menschen mit einem Drogenhintergrund deinen Kindern schaden könnten? Hattest du Angst um deine Kinder?

Nein, da habe ich mir keine Sorgen gemacht. Natürlich haben wir die Kinder nicht mit den akut drogenabhängigen Menschen allein gelassen, und wir haben auch sonst einige Sicherheitsvorkehrungen getroffen. Aber im Zusammenhang mit den Kindern musste ich wirklich nie Angst haben. Ich hoffe, sie würden das heute auch so bestätigen (lacht). In einem anderen Fall hatte ich aber wirklich große Angst: Eine junge, psychisch kranke Frau war bei uns im Haus, und als ich am späten Abend auf die Toilette ging, kam sie mit einem großen Küchenmesser auf mich zu. Johannes und ich haben natürlich sofort das Kinderzimmer abgeschlossen und alle Messer weggeräumt. Danach saßen wir erst mal im Bett und haben nur noch gezittert und uns in diesem Moment hinterfragt, was wir hier überhaupt machten und ob das wirklich das Richtige war. Das war ein sehr angsteinflößendes Erlebnis. Gott sei Dank ist es aber bei diesem einzelnen Fall geblieben.

Da waren auch immer wieder Frauen, die bei euch ein- und ausgegangen sind. In der Anfangszeit eurer Ehe hattest du mit starker Eifersucht zu kämpfen. War das für dich zusätzlich schwierig?

Auf die Frauen, die bei uns zu Hause waren, war ich nicht eifersüchtig. Es war für mich eher schwierig, zu wissen, dass Johannes im Büro mit Frauen zusammenarbeitet. Das machte mir am Anfang schwer zu schaffen. Die ganze Heilung aus der Eifersucht war für mich ein langwieriger Prozess.

Wenn du heute aus der Ferne oder von zu Hause aus siehst, wie Johannes mit Frauen zusammenarbeitet oder wie Frauen ihn vielleicht auch ein bisschen anhimmeln – kommt da die Eifersucht wieder hoch?

Heute kann ich wirklich sagen, dass ich von dieser Krankheit «Eifersucht» geheilt bin. Sonst müsste ich mir den ganzen Tag über Sorgen machen. Johannes hat viele Sitzungen, und gerade auch auf unseren Reisen gibt es immer wieder Frauen, die sich gerne und lange mit ihm unterhalten. Wir haben heute ein starkes Vertrauensverhältnis, und wenn ich doch einmal merke, dass eine Situation für mich schwierig oder nicht ganz stimmig war, dann spreche ich das an und fresse es nicht in mich hinein. Gemeinsam mit Johannes darüber zu sprechen entschärft die Situation und hilft enorm. Gott sei Dank kommt das aber nur noch äußerst selten vor. Interessant ist aber, dass es vor allem dann wieder zum Thema wird, wenn ich müde, gestresst und somit anfechtbar bin. Sobald ich das merke, weise ich diese Anfechtungen von mir. Und ich bin so dankbar, durfte ich im Bereich Eifersucht Heilung erfahren. Mein Leben würde sonst gar nicht funktionieren – stell dir das nur mal vor ...! (lacht)

Du hast die Eifersucht als Krankheit bezeichnet. Auch Johannes hat in seinem Leben mit einer schweren Krankheit gekämpft: Depressionen. Wie hat euch das als Familie belastet, und wie konntest du ihn in diesen schwierigen Zeiten unterstützen?

Es gab dann jeweils einen kompletten Stillstand. Er konnte seiner Arbeit und seiner Vision nicht im gleichen Ausmaß nachgeben. In diesen Phasen musste ich oft alle Einladungen und Termine absagen. Er hat sich jeweils sehr zurückgezogen. Und ich habe versucht, einfach für ihn da zu sein, ohne auf ihn einzureden, und keine Ratschläge zu geben. Mein Ziel war einfach, diese Phase auszuhalten und bereit zu sein, wenn er von sich aus das Gespräch suchte. Und natürlich habe ich mich in dieser Zeit um die Kinder gekümmert, ging trotzdem mit ihnen auf den Spielplatz, habe das Familienleben, so gut es ging, allein im Normalbetrieb weitergeführt. Ich bin auch enorm dankbar, dass es mich in

diesen Depressionszeiten nicht auch mit runtergezogen hat. Ich konnte stabil bleiben und dadurch auch das auffangen und tragen, was Johannes in diesen Zeiten nicht möglich war. Es waren jeweils sehr herausfordernde Zeiten.

Bleiben wir noch beim Thema Familie: Wenn man sieht und liest, was Johannes alles bewirkt und gearbeitet hat, kann man sich kaum vorstellen, dass er auch noch Energie für die Kinder und euch als Family hatte. Was für ein Vater war er?

Johannes war in unserem Familienleben trotz seines Engagements präsent. Uns waren beispielsweise die gemeinsamen Ferien heilig: Das war unsere ganz exklusive Familienzeit. Zusätzlich hatten wir einmal pro Woche einen Family-Raclette-Abend. Da konnten wir austauschen, essen, lachen, einander die Chipolata-Würstchen vom Grill klauen und einfach wirklich Familie leben. Da musste schon ein Notfall dazwischenkommen, dass wir diesen Abend einmal ausfallen ließen. Und diese Family-Zeit war auch Johannes sehr wichtig.

Versuchen wir mal, Johannes und sein Leben etwas wegzuschieben. Wofür schlägt denn das Herz von dir? Was ist die Vision von Erika?

Haha, ok, dann schieben wir ihn mal zur Seite! (lacht) Nein, ernsthaft; ich bin jetzt 65 Jahre alt und bin immer wieder am Überlegen, wie ich mein Umfeld positiv prägen kann. In erster Linie ist das nämlich mein Herzschlag: Menschen prägen. Ich will aber auch für meine Enkel eine prägnante Großmama sein und diese Beziehung leben. Um es etwas fromm auszudrücken: Mein größter Herzenswunsch ist es, Frucht zu bringen; Frucht, die bleibt. Und ich glaube, dass ich dies durch das Ermutigen anderer Menschen am besten kann. Ich freue mich deshalb auch sehr auf die Eröffnung des «TownVillage». Dort werde ich beim

Mittagstisch mitwirken und mir Zeit für spontane Begegnungen reservieren. Am meisten freue ich mich tatsächlich auf die spontanen Begegnungen mit den unterschiedlichen Menschen im TownVillage.

Johannes hatte in seinem Leben schon viele Ideen und Visionen. Als seine Ehefrau hast du von diesen Ideen meistens als Erste erfahren. Wie hast du auf neue Ideen reagiert? Warst du immer sofort begeistert?

Nein, ich war sicher nicht immer sofort mit an Bord bei diesen vielen Ideen! (lacht) Ich bin eher der stetige Charakter in unserer Beziehung, und es hat deshalb mitunter viele Gespräche gebraucht, um selber auch Feuer für die Vision zu fangen. Manchmal habe ich insgeheim auch gehofft, dass die Idee wieder verfliegt oder dass Gott einfach Türen schließt, wenn etwas nicht dran war. Und das ist ja auch oft passiert. Ich war aber immer dankbar, dass Johannes mich in seine Visionen miteinbezogen hat – wir konnten das so gemeinsam tragen.

Du kennst Johannes so gut wie niemand sonst. Was, glaubst du, ist seine größte Stärke?

Er ist ein Visionär, der vorausgeht. Er ist wohl auch der Mensch, der mich und meine Stärken und Schwächen am besten kennt. Ich finde auch, dass er ein großartiger Ehemann und Großvater ist. Das gehört sicher zu den Stärken, die man am Sonntagmorgen auf der Bühne nicht mitbekommt.

Und seine größte Schwäche?

Er denkt manchmal, dass er nicht genüge. Wenn er beispielsweise eine Predigt halten muss vor vielen Leuten, wie zum Beispiel bei der «Explo» (einer großen Konferenz von «Campus für Christus»),

kommen bei ihm manchmal Selbstzweifel auf, ob das genügt, was er zu sagen hat.

Man sagt ja im Volksmund, dass hinter großen Persönlichkeiten, insbesondere hinter erfolgreichen Männern, meistens eine starke Frau steht und alles zusammenhält. Hast du dich manchmal auch etwas im Schatten von Johannes gefühlt?

Ja, das habe ich. Ich bin oft im Schatten von Johannes gestanden, und das war nicht immer einfach. Ich selber möchte nicht auf die großen Bühnen, aber ich bin trotzdem eine wertvolle Person, und manchmal hat es mich unglaublich genervt, wenn ich gemerkt habe, dass die Leute mich einfach fast nicht wahrnehmen. In den letzten Jahren entwickelte sich meine Persönlichkeit. Dabei durfte ich meine eigenen Gaben und Stärken immer mehr entdecken und habe auch gelernt, diese einzusetzen, zu pflegen und zu leben. Und so in der Ergänzung zu Johannes unterwegs zu sein, macht richtig Spaß. Das war für mich aber ein langer Weg, um an diesen Punkt zu kommen. Ich musste meinen eigenen Weg finden.

Deine Rolle hat sich während der Jahre sicherlich auch verändert. Wie würdest du diese Veränderung beschreiben?

Natürlich war es in unserer intensiven Familienzeit primär meine Rolle, Mami zu sein und für meine Familie ein schönes Zuhause zu bieten. Als dann aber die Kinder größer wurden und mich nicht mehr so brauchten, bin ich – wie viele andere Frauen in diesem Lebensabschnitt – in ein Loch gefallen. Es kam eine Leere auf, die ich erst wieder füllen musste. Johannes hat mich dann immer ermutigt, die vielen Aufgaben und Einflussgebiete zu sehen, die Teil von meinem Alltag sind.

Was, glaubst du, ist heute dein Beitrag oder deine Rolle in der Kirche?

Das Prägen in meinem Umfeld, in der Seelsorge und auch in meiner Frauen-Smallgroup ist für mich eine zentrale Rolle. Ich wünsche mir, dass ich noch mehr zu einer geistlichen Mutter heranwachsen und so die Menschen in meinem Umfeld positiv prägen kann. Und ich glaube auch, dass meine ruhige und stetige Art in der Ergänzung zu Johannes sehr wertvoll ist – auch für die Kirche, die wir gemeinsam prägen.

Was würdest du als die wertvollste Erfahrung bezeichnen, die du je gemacht hast?

Ich bin sehr dankbar, dass ich eigene Kinder haben durfte – ich finde, das ist nicht selbstverständlich. Und heute genieße ich das Großmami-Sein extrem! Wertvolle Erfahrungen konnte ich auch auf den vielen Reisen, die wir begleiten, immer wieder machen. Die Begegnungen mit den Menschen vor Ort, das Kennenlernen eines Landes und das gemeinsame Unterwegs-Sein empfinde ich als großes Privileg. Außerdem erfahre ich es als enorm wertvoll, dass ich gemeinsam – Seite an Seite – mit Johannes Kirche bauen kann. Und gerade jetzt sind wir in einer spannenden Phase: Johannes gibt viele seiner Kernaufgaben an die nächste Generation weiter und schließt so ein großes Kapitel unseres Lebens ab. Auch da können wir wieder neue Erfahrungen sammeln und unsere Rolle und unseren Weg gemeinsam neu definieren. Dieser Übergabe-Prozess macht auch viel mit mir und bietet neue Chancen und Möglichkeiten für uns als Paar.

Was würdest du heute anders machen oder entscheiden, wenn du nochmals in die Zeit vor eurer Hochzeit zurückgehen könntest?

Wir hatten uns sehr jung kennengelernt, und ich würde auf jeden Fall das Problem mit meiner Eifersucht früher ins Blickfeld nehmen. Heute würde ich das unbedingt vor der Hochzeit anschauen und angehen. Wir hatten gedacht, dass sich das von selbst lösen würde, sobald man einmal verheiratet ist. Aber es ging dann in der Ehe erst richtig schlimm los mit der krankhaften Eifersucht. Deshalb ist es mein Rat-schlag – egal, um welches konkrete Problem es geht –, diese Dinge unbedingt und zwingend schon vor der Hochzeit aktiv anzugehen, wenn immer möglich mit professioneller Unterstützung in der Seel-sorge oder in einer Paartherapie. Das kann einem viele schmerzliche Erfahrungen ersparen.

Wie hat sich deine Beziehung zu Gott über die Jahre ver-ändert?

In erster Linie hat sich mein Bild von Gott und von seinem ganzen We-sen über die Jahre verändert. Heute weiß ich, dass ich einen «weiten Gott» habe, der voller Liebe ist, und nicht einen, der mich eingrenzen oder kleinmachen will. Ich habe ein weites Bild von Gott bekommen dank der vielen Erfahrungen, die ich mit ihm an meiner Seite machen konnte. Gott will mich nie überfordern. Er hat eine unendliche Geduld mit mir und zwingt mich nicht zu Veränderungen. Er geht immer auf einen Weg mit mir und nimmt mich dabei liebevoll an der Hand. Ich wünsche mir, dass diese Erfahrung über diesen «weiten Gott» viele an-dere Menschen auch machen dürfen. Sie dünkt mich essentiell.

Vielen Dank für das Gespräch, liebe Erika!

Teil 2
Selbstführung und
Lebensgestaltung

Kapitel 14

Mir selber vorstehen, das Leben formen

Sich selber führen: Gar nicht so leicht!

Es war vor etwa zwanzig Jahren, als ich nachts nicht mehr schlafen konnte und tagsüber mit Weinkrämpfen und am ganzen Körper zitternd in meinem Lehnstuhl saß. Mein erster Nervenzusammenbruch. Heute würde man dazu vermutlich «Burnout» sagen.

In Berufen mit flexibler Arbeitszeit und endlosen Aufgaben ist Selbstführung besonders herausfordernd.

Dies gilt auch und besonders für Pastoren.

Ich wusste: So wie bisher konnte es nicht mehr weitergehen. Ich musste etwas verändern. Es war Zeit, über Selbstführung nicht nur nachzudenken, sondern auch daran zu arbeiten.

Meine Spurensuche führte mich zu den zwei Briefen von Paulus an seinen «Sohn» Timotheus. Da kommt Paulus mit Redewendungen wie «Achte auf dich selber» einige Male auf das Thema Selbstführung zu reden. Auch das Buch von Bill Hybels, «Mutig führen. Navigationshilfen für Leiter» mit seinem Kapitel «Der 360-Grad-Leiter» inspirierte mich. Doch was hilft es, wenn man viel darüber weiß, es aber im eigenen Leben nicht auf die Reihe kriegt? Also setzte ich in meinem Leben einige Dinge um, die wesentlich waren, und so blieb es, Gott sei Dank, bei diesem einen Zusammenbruch.

Zum Thema Selbstführung: Könnte es sein, dass wir, wenn wir uns darin nicht entwickeln, auf die Länge gesehen auch gar nicht

befähigt sein werden, andere Menschen nachhaltig zu führen und zu entwickeln? Wie sehr bedingt das Erste das Zweite?

Darüber, was ich diesbezüglich konkret unternahm, schreibe ich in den folgenden Kapiteln in diesem zweiten Buchteil.

Mein Leben gestalten

Wir nehmen ihn bei anderen Menschen, manchmal aber auch bei uns selber wahr: so einen tiefen, tiefen Seufzer, verbunden mit den Worten «Ich werde gelebt».

Ja, ich kannte und kenne das auch, aber ich weigerte mich konsequent, mich damit zu arrangieren. Denn ich wollte das, was Jesus in Johannes 8,36 sagt, in meinem Leben verwirklicht sehen: «Wenn euch nun der Sohn frei macht, so seid ihr wirklich frei.»

Diese Freiheit ist so herrlich, und doch ist es so, dass sie nicht im Schlafanzug zu haben ist. Also begann ich, Strategien zu entwickeln, die mir – unter der Führung und in der Kraft des himmlischen Vaters – Orientierung und die nötigen Energien verliehen, um immer wieder neu in dieser Freiheit zu leben.

Kapitel 15

Sabbatbraut

In der Bibel steht viel über den Sabbat. Besonders angestachelt hat mich das Wort von Jesus in Markus 2,27: «Der Sabbat ist um des Menschen willen gemacht und nicht der Mensch um des Sabbats willen.»

Dieser Vers saß; ich entdeckte den Sabbat als ein wunderbares Geschenk Gottes an uns Menschen.

Er, der Allmächtige, der selber am siebten Tag ruhte, er, der uns geschaffen hat und darum kennt wie niemand sonst, hat diese wöchentliche Ruhepause gestiftet.

Menschen lächeln oft über die Schriftgelehrten oder schütteln gar den Kopf über sie, wenn sie wegen der zu engherzigen Umsetzung des Sabbatgebotes von Jesus in die Schranken gewiesen wurden. Doch entdeckte ich im Judentum auch verschiedene inspirierende Sabbatbräuche und Gesetze. Drei Dinge picke ich da heraus.

Hier das Erste: die Begrüßung bzw. der Empfang der «Sabbatbraut». Da heißt es in einer Erläuterung zum Beispiel: «Nachdem mit dem Entzünden der Sabbatkerzen der Sabbat begonnen hat, heißen wir die Sabbatbraut willkommen. Wir singen das <Lecha Dodi>-Lied: <Auf, mein Freund, der Braut entgegen, den Sabbat wollen wir empfangen.»

Jeder Sabbat wird also wie eine Braut willkommen geheißen. Ich finde das großartig!

Dann das Zweite: die Zeit in der Familie. Am Sabbat haben das gediegene Essen und Feiern in der Familie einen sehr wichtigen Platz.

Und das Dritte: Die Sache mit dem Sabbatweg, der Bestimmung eines eingegrenzten Radius, in dem man sich an diesem besonderen Tag bewegen darf.

So begann ich meinen «Pastorensabbat», den Montag, als meinen arbeitsfreien Tag willkommen zu heißen. Arbeitsfrei, aber dennoch immer «on the road», immer unruhig, immer auf Achse? Hm, wie war das doch gleich mit dem Sabbatweg?

Ich wollte das alles besser zusammenbringen. Also begann ich, meine Aktivitäten auf ein Minimum zu begrenzen und die Zeit mit meiner Familie respektive mit meiner Frau zu verbringen. Oft fanden an diesem Tag die tiefsten Ehegespräche statt (ich fragte mich zwar manchmal, ob nicht auch das verboten sein sollte, aber meine Frau war da anderer Meinung).

Wie wäre es, wenn wir den Sabbat auch unseren Kindern lieb machen würden? Nicht Action, sondern Ruhen wäre dann angesagt. Ich kenne ein paar Familien aus unserer Kirche, die kommen am Sonntag in den Gottesdienst, essen hier zusammen mit anderen und verbringen den Nachmittag auf dem Spielplatz unseres Areals; so feiern sie den freien Tag.

Übrigens: Selbstverständlich besuchen auch die Juden am Sabbat die Synagoge.

Meine Erfahrung ist ganz klar: Der Sabbat ist ein Segen. Ich kann problemlos sechs Tage arbeiten. Aber der siebte Tag, der ist heilig. Für diesen Rhythmus sind wir Menschen geschaffen.

Kapitel 16

Werkzeugkasten

Tagebuch

Tagebuch führen? Wenn ich das nur schon hörte, lief es mir eiskalt über den Rücken. «Das machen doch Mädchen, vielleicht auch ein paar einzelne Frauen, aber doch nicht Männer, oder?!»

Oh, doch, im Umsetzen meiner Selbstführungs-Maßnahmen überwand ich mich dazu und ziehe das jetzt seit über zehn Jahren durch. Meist notiere ich zwei, drei Gedanken zum gelesenen Bibeltext, dann folgt ein kurzer Rückblick auf den vergangenen Tag, manchmal auch auf die letzte Woche. Und wie sich das ganz konkret liest? Hier ein Eintrag vom Montag, den 16. März 2020:

Lukas 4,14–15: Nach der Versuchung in der Wüste nun der Beginn seines Wirkens. Zuerst Versuchung, Erprobung und dann das Wirken gegen außen?

Turbulenteste Tage wegen Corona. Taskforce-Sitzungen jagen einander. D hat Fieber, am Freitag kam dann die Anordnung des Bundes: nicht mehr als 100 Personen in Versammlungen und nicht über 50 in Restaurants und, und, und! In Stiftung wird beraten, ich informiere mich über die Maßnahmen. In der Bewegung beraten wir intensiv. Wir beschließen Podcasts jeweils So. ab 08.00 für Familys und Stärkung der SGs etc. ... Das Ganze heißt jetzt: Church@Home. Tja, alle Churches in CH geschlossen.

Am Sa. hatten wir Freunde zu Besuch, ihr Business am Boden. Schwierige, sehr schwierige Zeiten. Aber das Lösungswort für

mich, das ich am Sonntag weitergegeben habe, ist aus Matthäus 6: «Der Vater im Himmel weiß ...» Dies alles hat auch eine «positive Seite». Alles, was machbar ist oder war, ist erschüttert – fast alles, und stündlich warten wir auf Verschärfungen. Im Tessin zum Beispiel sind die Baustellen zu!!!!? Und unsere eigene Baustelle? Oh, wenn die schließen müsste ... Wir Menschen haben nichts im Griff. Es ist ein Weckruf Gottes. Wird die Welt, die Schweiz, ihn hören? Es kommt mir das in den Sinn, was ich während unserer Marokkoreise täglich mehrmals hörte: Inshallah = Wenn Allah will. Oder das biblische «So Gott will und wir leben» aus Jakobus 4,13–16. Heute um 18.00 ist es so weit: Lockdown ganze Schweiz!!!! Inkl. Teilmobilisation Armee. Was das alles heißt, ist noch unvorstellbar.

Das Tagebuch bringt mich dazu, regelmäßig kurz über meine Empfindungen, Freuden, Frustrationen und Ärgernisse nachzudenken. Manchmal sehe ich auch Dinge, die immer wieder an die Oberfläche kommen und mir «zurufen»: Hier muss sich etwas ändern!

Und noch etwas: In dem enormen Tempo, in dem ich unterwegs bin, hilft es mir besonders, auch Meilensteine meines Lebens und Schaffens schreibenderweise festzuhalten.

Arbeitszeitkontrolle

Es begann damit, dass meine Frau mir eines Tages sagte: «Du bist nie zu Hause.» Ich war natürlich überhaupt nicht ihrer Meinung, also entwickelte sich ein Disput. Was tun?

Ich nahm eine Excel-Liste und trug meine Arbeitsstunden ein. Die Resultate besprach ich mit der besten aller Frauen, und was soll ich sagen? Natürlich konnte ich ihr nun schwarz auf weiß das

Gegenteil ihrer Empfindungen beweisen. Doch sie hatte genauso recht. Ich war zwar genügend Stunden körperlich zu Hause, war physisch anwesend – aber eben nicht wirklich da. Gedanklich war ich oft ganz woanders.

Nun war der Weg frei, über diesen echten Punkt konstruktiv zu reden. Aus dieser einfachen Liste entwickelte sich das, was in der Zwischenzeit alle unsere Mitarbeiter führen: eine Aufstellung, in welche Arbeitsbereiche unsere Arbeitsstunden fließen. Wie viel arbeite ich wirklich, wo gehen die Stunden hin? Zerrinnen sie, oder sind sie so eingesetzt, wie ich mir das vorgenommen habe?

Da gibt's bei mir Kriterien wie: Stiftung, geistliche Dienste, Bewegung, Gespräche, Diverses. Diese Liste hat mir schon viel Orientierung gegeben, zum Beispiel wenn der Bereich «Diverses» ausufert oder ich fast nicht mehr dazu komme, die Gespräche zu führen, die mir doch so wichtig sind.

Ein anderes Beispiel stammt aus der Zeit der Projektleitung «Bau Kongresszentrum Parkarena». Es war echt eine harte Zeit; immer wieder sah ich mich von der Vielfalt meiner Aufgaben völlig überfordert. Ich fragte mich, was ich ändern könnte. So packte ich meine Listen zusammen und schaute bei einem Geschäftsmann aus unserer Kirche vorbei.

Ich klatschte die Stundenrapporte auf seinen Tisch und klagte, der Bau beanspruche so viel meiner Zeit, dass anderes einfach ständig zu kurz komme.

Er warf einen Blick auf die Zettel und meinte dann: «Du brauchst dafür ja nur fünfzehn Prozent deiner Zeit.» Ich protestierte und meinte, es müsse viel mehr sein. Worauf er erwiderte: «Das Problem ist, dass du jeden Tag bis zu drei Mal am Projekt dran bist. Die Lösung könnte sein, dich nur einmal pro Tag, dafür dann richtig zu investieren.»

Ich machte mich vom Acker. Und im Umsetzen seines Rat-schlags merkte ich dann schon bald, wie recht er hatte.

Erika hatte genauso Recht:
Ich war zwar genügend Stunden
körperlich zu Hause,
war physisch anwesend –
aber eben nicht wirklich da.
Gedanklich war ich
oft ganz woanders.
Nun war der Weg frei,
über diesen wichtigen Punkt
konstruktiv zu reden.

Kapitel 17

Eine satte Seele?

Jesus sagt: «Ich bin gekommen, damit sie das Leben haben und volle Genüge» (Johannes 10,10). Was meinte er damit? Wohl eher nicht, dass Menschen, die mit ihm leben, alles, was sie sich wünschen, im Überfluss haben. Da lehrt uns doch das Leben etwas anderes.

Geht es hier eher um eine zufriedene, gestillte, satte Seele? Ich meine: Ja!

Und? Habe ich die?

Leider nein. Ich kenne immer wieder Phasen in meinem Leben, in denen meine Seele leer und hungrig ist. Insbesondere nach großen «Schlachten», sprich: intensiven Projekten, meldet sich ein inneres Loch. Aus der Bibel weiß ich, das gibt's.

Wenn ich in Israel auf dem Berg Karmel sitze, schaue ich zum Elia-Denkmal hoch. Was für ein Mann, was für ein Haudegen! Was erlebte er doch nicht alles: Feuer vom Himmel, einen phänomenalen Sieg über die Baalspriester und noch vieles mehr. Und dann? Eine Drohung von Isebel, und wir finden Elia in der Wüste. Er haut ab, flüchtet, zieht Leine. Seine Seele ist leer, so leer, dass er am liebsten sterben will.

Also bin ich in bester Gesellschaft!

Aber was nützt mir das in meinen eigenen Wüstenzeiten? Bei Elia kam ein Engel, brachte ihm Brot und einen Krug Wasser, weckte ihn und sprach: «Steh auf und iss.»

Tja, wenn ein Engel zu mir käme, dann ...

Ich weiß, dass Gott keine Engel schicken muss, denn ich habe sein Wort, und es sagt mir, dass Jesus das Brot und das Wasser für

meine Seele ist. Wenn ich also ausgelaugt bin, dann höre ich jeweils dieses «Steh auf und iss». Doch wo und wie? Ich ertappe mich jeweils dabei, wie ich zwar aufstehe, meine Seele gleichzeitig aber irgendwo zu sättigen versuche: etwas Verrücktes anpacken, eine Reise planen, ein paar Flaschen Wein kaufen und tausendundeinen Gedanken wälzen: «Was wäre, wenn ich dieses oder jenes unternehme, plane, kaufe, tue ...?»

Mitunter erschreckend, was da so für Gedanken aufkommen. Diese Gedankenwanderungen, aber auch die praktischen Schritte, die dann folgen, lassen mich am Ende doch auch wieder mit einem «Ist das alles?»-Gefühl zurück.

Gell, ich bin schon ein krasser Typ. Wenn dir das alles fremd ist, dann rate ich dir, ins nächste Kapitel zu hüpfen. Wenn's dir aber so geht wie mir – «here we go»:

Solche Phasen führen mich ins Buch des Predigers. Wow, was hat er nicht alles ausprobiert! Echt alles, wirklich alles. Dinge, die ich nie, aber auch gar nie erreichen könnte. Und was ist sein Fazit in Prediger 1,14?

«Alles ist eitel und haschen nach Wind.»

Das bringt mich jeweils wieder runter vom Ausschau-Halten und Ausprobieren. Oft ruft mir dann der Heilige Geist das Wort aus Jeremia 2,13 in Erinnerung: «Mich, die lebendige Quelle, verlassen sie und machen sich Zisternen, die doch rissig sind und das Wasser nicht halten.»

Dieser Text lässt mich über mein Leben nachdenken, dabei tauchen Fragen auf wie:

Aus welchem Brunnen trinke ich gerade?

Was sind meine Antreiber?

Halte ich mich selber plus-minus aus?

Lenke ich mich ständig ab?

Unterm Strich: Was suche ich eigentlich?

Flüchte ich mich gar in Tagträume?

Ehrliche Momente dieser Art bringen mich zurück; zurück zu Jesus. Und ich versuche dann, bewusst wieder *bei ihm* zu essen und zu trinken.

Wie denn? Ich mache einen Spaziergang und rede mit ihm über all das, was sich in mir regt.

Dann lese ich die Tageszeitung.

Nein, die Bibel!

Die Bibel bringt mich immer wieder zurück in seine Gegenwart. Wobei, ehrlich gesagt: Das ist gar nicht so einfach. Manchmal gleicht die Annäherung an ihn eher einem Zurückkrobben. Und doch lohnt es sich.

Schön, hinterher die eigene Seele auch immer wieder als im besten Sinne gesättigt zu erfahren.

Aus welchem Brunnen
trinke ich gerade?
Was sind meine Antreiber?
Halte ich mich selber
plus-minus aus?
Lenke ich mich ständig ab?
Unterm Strich:
Was suche ich eigentlich?

Kapitel 18

Sssss: Die Mücke über unserem Kopf

Kennst du das? Du liegst selig im Tiefschlaf, und da ist es, dieses lästige «Ssssss». Es ist der Sound einer Mücke, die gerade um deinen Kopf kreist.

Schlaftrunken knipst du die Nachttischlampe an, bewaffnest dich mit einem Hausschuh, und los geht sie, die nur wenig beglückende Mückenjagd.

Ich weiß nicht, wie das bei dir ist: Sind bei dir die Wände voller blutroter Mückenflecken? Zuweilen sogar drei auf einen Schlag? Treffer auf Treffer? Tja, leider habe ich selten solche Erfolge.

Aber diesmal: Bingo!

Zufriedenheit stellt sich ein, der Puls geht runter.

Dann ist es wieder still, zurück ins Bett, Lampe löschen, ganz, ganz tief unter die Decke schlüpfen und gut einmummeln. Denn erfahrene Mückenjäger (und insbesondere erfahrene Israel-Reisende) wissen: Diese Viecher stechen genau dort zu, wo nackte Haut ist.

Alles gut zugedeckt? Scheint so.

Wohlig streckst du dich aus. Endlich Ruhe!

Shalom, gute Nacht. Sleep well on your Bettgestell!

Jedoch, voll der Terror:

Das Ganze beginnt wieder von vorne! «Ssssss ...»

Für mich ist das ein hilfreiches Bild, wenn's um Versuchungen geht. Die Stimme des Versuchers ist wie die Mücke, die unaufhörlich über unseren Köpfen schwirrt. Sie schwirrt und schwirrt und versucht zu landen.

Wir wehren sie ab ...

... aber da ist sie schon wieder!

Na toll.

Es ist normal, wenn ab und zu eine Mücke der Versuchung über unserem Kopf schwirrt. Es ist das, was die Bibel mit folgenden Worten beschreibt: «Jeder, der versucht wird, wird von seiner eigenen Begierde gereizt und gelockt.» Doch dann geht's weiter: «Danach, wenn die Begierde empfangen hat, gebiert sie die Sünde; die Sünde aber, wenn sie vollendet ist, gebiert den Tod» (Jakobus 1,14–15).

Jede und jeder wird ab und zu gereizt und gelockt, insbesondere in den Extremzeiten des Lebens. Bei Höhenflügen, an stressigen Tagen oder in geistlich-seelischen Trockenzeiten werden Begierden an die Oberfläche gespült.

Ich selber habe während des Corona-Lockdowns wieder einmal diese Erfahrung gemacht. Dinge, die ich überwunden hatte, Schwachstellen, die ich verklebt, und offene Flanken, die ich geschlossen hatte, alte Versuchungen, die überstanden schienen – herrje, sie kamen wieder hoch.

Solange dieses Locken da ist, dieses «Komm! Kooommm!», ist ja alles noch okay. Sobald aber die Begierde empfängt – das heißt, wenn wir nachgeben, wenn wir der Mücke erlauben, zu landen und in unser Leben hineinzustechen –, wird die Sünde geboren.

Sünde? Was für ein altmodisches Wort! Erlaubt ist doch alles, was für mich stimmt, oder nicht?! Kann denn das, was für mich stimmt, überhaupt je Sünde sein?

Vielleicht klingt das Wort «Zielverfehlung» für dich besser. Da, wo wir an dem, wozu uns Gott geschaffen hat, vorbeileben – wo wir die Beziehung zu ihm und seine guten Gebote fürs Leben mit Füßen treten –, da tritt der Tod ein.

Wie jetzt? Tod? Tot umfallen? Gott straft sofort?

Nein, es ist anders: Sünde zerstört die Herzen, zerstört die Freiheit, zerstört die Beziehungen zu Mitmenschen, insbesondere auch die Beziehung zum Schöpfer. Die Frage ist nicht: ob. Denn *dass* es so ist, das kennen und erfahren wir alle. Die Frage ist höchstens, ob über kurz oder lang. Da gibt's zuweilen marginale Unterschiede unter uns.

Jesus und die Mücke

Kennst du die Geschichte, wo Jesus vom Geist Gottes in die Wüste geführt wird? Er fastet vierzig Tage, dann hat er Hunger – logisch, oder nicht? Da tritt der Versucher an ihn heran (die Mücke), der weiß genau, dass Jesus Hunger hat, und schlägt ihm vor, doch aus Steinen Brot zu machen und so den Hunger hier und jetzt zu stillen.

Es ist der Versucher, der uns auf unsere Hunger- und Mangelgefühle hinweist. Er erklärt uns auch sogleich, auf welchem Weg wir diesen Hunger stillen könnten. Wie war das doch schon wieder mit der Mücke, wo sticht sie zu? Bei deiner Blöße, deiner nackten Haut. Und wo liegt deine größte Blöße? Beim Hochmut, beim Hang zur Sucht? Bei Maßlosigkeit, Geiz, Rechthaberei? Bei Jähzorn, Streitsucht, Neid? Bei Eifersucht, bei Gier, bei Sexualität? Du weißt es selbst am besten.

Der Mücke wehren

Hm, ich weiß nicht, ob es dir auch so geht: Das Wehren ist gar nicht so einfach. Hier ein paar Dinge, die ich gelernt habe und die so oft schon erfolgreich waren.

Das Erste ist das, was Jesus in seiner Versuchung machte. Er

sagte: «Es steht geschrieben: <Der Mensch lebt nicht nur vom Brot, sondern von jedem Wort, das aus Gottes Mund kommt>» (Matthäus 4,4). Jesus ließ die Mücke gar nicht landen, sondern parierte ihren Anflug mit dem Wort Gottes. Und so lernte ich von ihm und entdeckte Worte Gottes als meine Mückenschläger.

Konkrete Beispiele? Je nach Ort, wo die Mücke landen will, entgegne ich entschieden:

«Im Namen Jesu, hau ab, der Mensch lebt nicht vom Brot allein!»

Oder: «Mach dich vom Acker! Jesus sagt: <Ich habe dich erwählt, dass du hingehst und Frucht bringst, die bleibt.> Ich lasse doch nicht zu, dass ich diese Frucht zerstöre!»

Oder: «Im Namen Jesu, Mücke, hau ab, denn Jesus sagt: <Du sollst die Ehe nicht brechen!»

Oder, und das ist nun wirklich das letzte Beispiel: «Hau ab! Es steht geschrieben: <Wen der Sohn frei macht, den macht er recht frei.> Ich bin frei, darum gibt's bei mir keinen Landeplatz mehr!»

Das Zweite, das ich lernte, war, mich in den Versuchungen ganz Jesus anzuvertrauen. Weil ich einfach weiß, dass er mich versteht. Es heißt ja in der Bibel, dass er nicht zu denen gehört, die unsere Schwachheit nicht verstehen könnten, denn er war genau wie wir Versuchungen aller Art ausgesetzt.

Jesus verurteilt mich nicht, er versteht mich.

Das Dritte, das ich lernte, ist, mir Klarheit zu verschaffen. Mir klarzuwerden, was meine Blöße, meine nackte Haut, mein ganz privat-persönlicher Mücken-Landeplatz ist. Und da besonders wachsam zu sein. Und gerade hier absolut keine Kompromisse einzugehen.

Und noch ein Viertes? Ein offenes Gespräch mit einem Freund, einer Freundin, einem Seelsorger oder dem Ehepartner bezüglich der Mücke über deinem Kopf nimmt ihr die Hinterhältigkeit und die Tarnung. Sie mag sich lange verstecken und ru-

hig verhalten, sie mag im Dunkeln ausharren und warten können. Aber wir wissen: Sie ist da. Also schützen wir uns präventiv. Die Mücke hat ihre Tricks und Strategien. Wir haben aber die besseren, wenn wir's richtig machen.

Die Mücke ist ...

Der Versucher ist – ich sag's offen – ein Sauhund. Er will dich verführen, und wenn es ihm, vielleicht trotz unserer Gegenwehr, gelingt, macht er dir im Nachhinein noch ein schlechtes Gewissen! Typisch für ihn. Ganz mieser Charakter.

Da steht aber in der Bibel: Es gibt keine Verurteilung für die, die Kinder Gottes sind.

Übrigens, ein Prediger sagte mal vor seiner Kirchengemeinde in Anlehnung an ein schönes Zitat von Martin Luther, der den Versucher, diesen «altbösen Feind», vor 500 Jahren ebenfalls von dessen schlechtester Seite kennengelernt hatte: «Du kannst nicht verhindern, dass Vogelschwärme über deinem Kopf schwirren und dir auf den Kopf kacken. Aber du kannst verhindern, dass sie in deinen Haaren Nester bauen!»

Es heißt ja in der Bibel,
dass Jesus nicht zu denen gehört,
die unsere Schwachheit
nicht verstehen könnten,
denn er war genau wie wir
Versuchungen aller Art
ausgesetzt.

Jesus verurteilt mich nicht,
er versteht mich.

Kapitel 19

Geh hin in dieser deiner Kraft

Meine Kindheit sowie die darauffolgenden Jahre waren geprägt von meinem ADHS-Syndrom – diese Diagnose gab es damals aber noch nicht. Ich hatte eine linkische Art, war ein unruhiger, sprunghafter Zappelphilipp und litt deshalb auch unter tiefen Minderwertigkeitskomplexen.

Wer war ich schon?

Wer wollte mich schon?

Schulabbruch, Lehrabbruch, Jobben, erniedrigende Militärzeit. Mit zwanzig Jahren dann die Heirat, doch auch da lief's völlig aus dem Ruder: Meine Ehe war von Anfang an eine Katastrophe.

Durch meine Hinwendung zu Jesus begann dann vieles zu heilen. Hatte ich jetzt freie Fahrt, ging's jetzt hinaus in ein erfolgreiches Leben?

Leider nein, da waren ja noch meine Depressionen, die ich schon lange (vielleicht sogar immer) in meiner Seele mitschleppte. Aber ich wusste sehr lange nicht, was wirklich los war mit mir. Zwei Jahrzehnte mit langanhaltenden Traurigkeitsschüben: immer wieder dieses Einfahren in den dunklen Tunnel, diese Wochen der Sinnlosigkeit, diese Tristesse.

Ja, es ist wahr, bezüglich Begrenzungen hatte ich vieles zu bieten. In meinen verschiedenen Berufen, in dem ehrenamtlichen Engagement in der Kirche, auch in den Pionierjahren als Pastor – ich fühlte mich so oft eingeschränkt und zurückgebunden durch meine Begrenzungen.

Würde ich überhaupt jemals genügen können? Insbesondere

in der Pionierphase der Kirche und der Stiftung kamen solche Fragen regelmäßig in mir auf.

Hätte Gott sich nicht besser einen anderen gesucht? Da gab es doch die christlichen Helden mit ihrem unbegrenzten Schaffensdrang und ihren Mammutenergien.

Ich liebe das Alte Testament. Die Lebensgeschichten dort reden so oft ganz direkt in mein Leben hinein. Das war auch angesichts meiner Begrenzungen so. Eine Geschichte, die mich in meiner Not sehr ermutigte, ist die von Gideon (Richter, Kapitel 6ff.). Lass uns da kurz eintauchen.

Gott sucht einen Befreier: Gideon

Einmal mehr war das Volk Israel unter Druck, diesmal seitens der Midianiter. Die Situation war so schwierig, dass sich die Menschen in den Bergen, Schluchten und Höhlen versteckten.

Um sein Volk zu befreien, suchte Gott einen Befreier; einen, der der Bedrückung ein Ende bereiten würde. Die Botschaft vom Himmel kommt in Gestalt eines Engels zu Gideon. Und dieser Engel sagt zu ihm: «Der HERR mit dir, du streitbarer Held.»

Hm, was für eine Anrede – Gideon ein Held?

Bei Weitem nicht, denn erstens drosch er den Weizen in der Kelter, das heißt, er verkroch sich wie alle anderen auch. Zweitens galt seine Familie in der damaligen Rangordnung so gut wie nichts.

Trotzdem sollte er ein Held sein?

Trotzdem sollte Gott ihn beauftragen?

Auf all die Einwände Gideons hat der Engel nur eine einzige Antwort: «Geh hin in dieser deiner Kraft.»

Geh hin in dieser deiner Kraft, zum Ersten

Gott wusste um die Begrenztheit von Gideon, er wusste um seine Herkunft, aber er wollte *ihn*. Gott sah mehr in ihm, als dieser je in sich selbst gesehen hätte.

Dieses «Geh hin in dieser deiner Kraft» hörte und ergriff ich, so oft ich es beim Bibelstudium las, auch für mich persönlich. Wer war ich denn, was hatte ich zu bieten? Einen brillanten Lebenslauf, eine feste Persönlichkeit, seelische Stabilität? Nichts von alledem. Wie oft hatte ich mich doch vor den Härten des Lebens verkrochen.

Hatte ich wenigstens eine exzellente Bibelschule absolviert? Ach, so eine Schule hätte ich doch nie überlebt. Und dennoch, so stellte sich heraus, genügte ich Gott, und dennoch wollte er durch mich Menschen aus ihren Ritzen und Höhlen in die Freiheit führen.

Die Geschichte Gideons führte mich auch ins Neue Testament, wo Paulus von Jesus Folgendes zu hören bekommt: «Lass dir an meiner Gnade genügen; denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig» (2. Korinther 12,9).

Ist es tatsächlich so, dass die Kraft von Jesus gerade in den Schwachen mächtig ist? In Leuten also, die eine ganze Reihe von Begrenzungen und Problemfeldern aufweisen?

Meine Ehe ist heute glücklich (Gott sei Dank), meine Depressionen wurden übernatürlich geheilt (Gott sei Dank), der Allmächtige hat mich vielfach gebraucht, um Menschen aus ihren tiefen Schattentälern und psychischen Abgründen herauszuholen (Gott sei Dank).

Und nun? Sind jetzt alle Zweifel verschwunden?

Fliege ich von einem Erfolgserlebnis zum anderen?

Ist es so gekommen, wie eine Zeitlang in Gebetsgruppen bei Allianzveranstaltungen für mich gebetet wurde: «Danke, Herr,

für das, was du Johannes anvertraut hast. Aber bitte lass ihn demütig bleiben!» [...] und darum, Achtung Pointe, gehe ich dort jetzt nicht mehr hin]?

Stehe ich in der Gefahr, jetzt abzuheben, hochmütig zu werden, mich selbst als VIP zu sehen, als very important person?

Nein, bei mir ist es andersrum:

Kein Hochmut. Sondern Zweifel.

Paulus spricht im Zusammenhang mit dem obigen Wort von einem «Pfahl im Fleisch», der ihn hindert; einem Pfahl, den er gerne loswürde. Auch ich habe einen «Pfahl im Fleisch». Noch immer überrollt mich in bestimmten Situationen eine Welle von Minderwertigkeitsgedanken, noch immer sehe ich Begrenzungen in meinem Leben, noch immer beschäftigt mich die Frage: «Genüge ich wirklich?»

Ja, gerade beim Schreiben dieses Buches überkommen mich wieder Zweifel: Ob das jemals irgendjemand lesen wird, vielleicht sogar mit innerem Gewinn lesen wird? Und ich denke daran, wie viele andere doch so viel begabter sind, um Bücher zu schreiben und tiefeschürfende Gedanken weiterzugeben. In solchen Momenten bleibt mir nur eines: Mir vom Wort Gottes her dieses «Geh hin in dieser deiner Kraft» zurufen zu lassen.

Geh hin in dieser deiner Kraft, zum Zweiten

Ist es dir auch schon so gegangen, dass du dich mit anderen verglichen hast? Dass du dann gedacht hast: «Ach, wenn ich nur auch so wäre wie dieser oder jener! So strahlend, so toll, so begabt, so intelligent, so beliebt, so brillant wie sie ...»?

Da gibt's auch eine Bibelstory, die mir hilft, ich selbst zu bleiben. Es ist die von David, der gegen Goliath in den Kampf zieht und hierfür von Saul eine königliche Rüstung übergestülpt be-

kommt. So gerüstet, will David losziehen, aber er kann in dieser ausgeliehenen Kampfmontur nicht mal richtig laufen, geschweige denn kämpfen. Da zieht er alles Fremde aus und geht «in dieser seiner Kraft» in den Fight.

Was war nun «diese seine Kraft»? Erstens seine Steinschleuder und zweitens seine Erfahrung im Kampf mit wilden Tieren in der Wüste. Keine großartige Liste, eher mager.

Und was ist *deine* Kraft?

Was hast du in der Hand?

Wüstenerfahrungen?

Innere Kämpfe?

Seelische Trockenheit?

Zerbrochenheit?

Erlittene Schicksalsschläge?

Nächtelang am Bett deiner Kinder gewacht?

Verweinte Augen?

Ein paar überwundene Verletzungen?

Egal.

Gehe hin in dieser deiner Kraft!

Das wird reichen!

Ja, da ist noch eine Story, und vielleicht gilt sie gerade dir, der oder die du dir so minderwertig, kraftlos und unbedeutend vorkommst. Wie sollte Gott dich schon brauchen können?

Da war doch der aramäische Feldhauptmann, dessen Körper schrecklich entstellt war: Aussatz! Und da war ein aus Israel verschlepptes Mädchen, eine absolut unbedeutende Sklavin. Sie sah die Not und sprach zu ihrer Herrin: «Ach, dass mein Herr wäre beim Propheten in Samaria! Der könnte ihn von seinem Aussatz heilen» (2. Könige 5,3).

Das war alles, und doch entstand so vieles aus diesen paar Worten.

Geh hin in dieser deiner Kraft, zum Dritten

Lass mich noch eines anfügen: Ich erlebe immer wieder Menschen, die weit über ihre Kraft hinaus leben, weit über ihrem Limit. Liegt der Grund darin, dass sie sich nicht abgrenzen können und immerzu «Ja» sagen? Oder weil sie den lockenden «Braten» der Schönen, Reichen, Mächtigen und Beliebten gerochen haben und um jeden Preis die Karriereleiter hochklettern wollen? Oder eher, weil sie eine innere Unruhe antreibt?

Es gibt so viele verschiedene mögliche Gründe, so viele versteckte Motive. Gute, weniger gute, schädliche, gefährliche.

Schau und höre ganz genau hin bei dir.

Sei ganz ehrlich mit dir selbst.

Erkenne, wo du in der Gefahr stehst, ein gutes Stück über «diese deine Kraft» hinaus zu leben.

Und dann nimm, falls notwendig, bewusst einige Weichenstellungen in Angriff. Es wird zu deinem Besten sein.

Kapitel 20

Die Kraft von Leitworten

Lebensmottos

Im Kapitel «Die kleinen Anfänge nicht verachten» erzähle ich davon, wie bei meiner Entscheidung, mit Jesus durchs Leben zu gehen, das Wort aus Matthäus 6,33: «Es soll euch zuerst um Gottes Reich und Gottes Gerechtigkeit gehen, dann wird euch das Übrige alles dazugegeben», tief in mein Herz gepflanzt wurde.

Die Bedeutung von dem, was da gerade passiert war, kannte ich allerdings noch nicht. Erst nach und nach wurde mir bewusst: Das war nicht Zufall. Sondern es war, so meine ich zumindest, der Heilige Geist, der zu mir gesprochen hatte. Dieses Wort bewahrte ich, und so begann ich, mein Leben danach auszurichten. Während dreiundvierzig Jahren war es mein stetiger Begleiter. Egal, an welchem Platz im Leben ich stand, dieses Wort war bei wichtigen Entscheidungen und bei Lebensgestaltungsfragen mein Referenzpunkt, mein Leuchtturm, an dem ich mich orientierte und ausrichtete.

Ja, ich habe in all den Jahren viele Fehler gemacht, aber etwas war stets klar: Dieses persönliche Lebensmotto hielt ich hoch, es war ein Stück Schatz in mir.

War es etwa zehn Jahre später, als das zweite Lebensmotto in mein Herz fiel? Es war ein hirnversehrter Mann, der mir in einem frommen Retraitenhaus zurief: «Johannes, gib nie auf!» Wie sehr haben von da an auch diese Worte mein Leben mitgeprägt. Sie gaben mir Überwinderkraft.

Wie oft war ich am Ende. Wie oft sah es so aus, als ob alles in

sich zusammenstürzen würde. Wie oft türmten sich Unmöglichkeiten und Hindernisse vor mir auf. Aber ich gab nicht auf, denn ich hatte ja diese Leitlinie – mein zweites Lebensmotto.

Lebensabschnittsworte

Im Lauf der Jahre kamen dann weitere Worte – ich nenne sie «Lebensabschnittsworte» – hinzu. Worte, die mir für eine bestimmte Lebensphase zusätzliche Orientierung gaben. Da war das Wort aus Johannes 15,16: «Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt: Ich habe euch dazu bestimmt, zu gehen und Frucht zu tragen – Frucht, die Bestand hat.»

Dieses Wort gab mir Wegweisung, um die nun vermehrt eintreffenden Anfragen für Predigten und Konferenzen oder den Einsitz in Vorstandsgremien zu prüfen. Es war nun nicht die Frage, vor wie vielen Menschen ich reden konnte, sondern ob ich da, wo ich hingehen sollte, möglichst viel Frucht bringen konnte, die bleiben würde. So sagte ich meist nur dort zu, wo ich auch echt prägen konnte und darum die Wahrscheinlichkeit größer war, Bleibendes zu bewirken.

Mit zunehmendem Alter wurde mir klar, dass mein Dienst sich verändern würde. Ein neues Lebensabschnittswort, diesmal aus 1. Korinther 4,15, setzte sich in mir fest: «Denn wenn ihr auch zehntausend Erzieher hättet in Christus, so habt ihr doch nicht viele Väter.»

So wusste ich: Meine Berufung für die letzten Jahre meines Lebens würde die eines *Vaters* sein.

Dieses Wort begleitet und motiviert mich in meinem mitunter sehr anspruchsvollen Prozess, die Verantwortung, sowohl in der Stiftung wie auch in der Kirche, an die nächste Generation zu übergeben.

Wie kommst du zu deinen Worten?

Es gibt so viele verschiedene Wege, wie der Heilige Geist zu dir reden kann. Durch ein Bibelwort, durch eine Predigt, durch Gedanken in der Not, durch Gedanken infolge einer tiefen Betroffenheit, durch den Zuruf einer anderen Person.

Ich ermutige dich, vertrauensvoll darum zu beten und gleichzeitig mit offenen Ohren und Augen solches Reden dann auch zu erwarten.

Oft begegne ich Menschen, die suchen einfach zu weit. Ja, sie wollen etwas Gewaltiges, etwas Sensationelles. Dabei kann es sein, dass Gott ihnen ein ganz einfaches Wort geben will, vielleicht sogar eines, das sie gar nicht wollten.

Ein Beispiel? Du bist in einer schwierigen Lebensphase und beschäftigst dich mit Fluchtgedanken. Du willst abhauen, irgendetwas Neues beginnen, alle Lasten abschütteln. Da begegnet dir das Wort «Ein jeder bleibe in seiner Berufung», und du merkst, dass es Gottes persönliches Wort für dich ist. Wie kann es dich doch ermutigen, in dieser Situation nicht davonzulaufen!

Oder was für eine neue Optik kann sich für eine zweifelnde und unzufriedene Mutter ergeben, wenn sie Worte wie «Kinder sind eine Gabe Gottes» hört und so ihre Aufgabe im Wissen um deren Wert in den Augen Gottes ganz neu annehmen und umarmen kann.

Was ist mit prophetischen Worten? Auch diese können uns Wegweisung sein. Da schrieb mir ein leitender Pastor über einen Traum, den Gott ihm für mich gegeben hatte. Der Inhalt: «Es ist noch nicht Zeit, zu Erika nach Hause zu gehen.» Worte, die vielleicht nicht jeder gleich versteht – aber *ich* verstand sie. Ich prüfte diese Worte mit anderen Zusagen und entdeckte Übereinstimmung. So reihte ich auch diese Gedanken mit ein, und so dienen sie mir gerade heute in der Ausrichtung des Lebensabschnitts 65+.

Worte, die mir Wegweisung
und Orientierung gaben:

«Nicht ihr habt mich erwählt,
sondern ich habe euch erwählt:
Ich habe euch dazu bestimmt,
zu gehen und Frucht zu tragen;
Frucht, die Bestand hat.»

- *Johannes 15,16*

Kapitel 21

Offene und geschlossene Türen

Wer von uns möchte das nicht, sich im Leben vom himmlischen Vater geführt zu wissen?! Und ja, so individuell, wie wir Menschen sind, so viele Möglichkeiten hat er, um uns seine guten Wege aufzuzeigen. Schön, gab es in meinem Leben da und dort Träume oder prophetische Worte, starke innere Gewissheiten, welchen Weg ich als nächsten gehen könnte.

Doch das war auch bei mir die Ausnahme.

Wie war das denn bei Paulus? Wie führte Gott diesen Powermann? Mit dieser Frage im Herzen stolperte ich schon früh in meiner Bibel über die Begebenheit aus Apostelgeschichte, Kapitel 16. Hier lesen wir, wie Paulus durch Galatien zog und vorhatte, in der Provinz Asien das Wort Gottes zu verkündigen. Da heißt es: «Aber der Heilige Geist hinderte ihn daran.»

Dann versuchte Paulus, nach Bithynien weiterzureisen, aber auch da steht: «Das ließ der Geist Jesu nicht zu.»

Hm, wie wehrte der Heilige Geist? Dramatisch? Könnte es nicht auch ganz einfach gewesen sein, ganz unspektakulär? Dass zum Beispiel kein Schiff fuhr oder gerade römische Legionen im Wege standen? Wir wissen es nicht. Was wir wissen, ist, dass es Paulus nicht immer schon im Voraus klar war, wo sein Weg langgehen würde. Also versuchte er es einfach. Wenn der eine Weg versperrt war, versuchte er einen anderen. So lange, bis er einen fand.

Diese Art von Führung, wie Paulus sie hier erlebte, nenne ich «Führung durch offene und geschlossene Türen». Und genau das ist die Art von Führung, die ich in meinem Leben am meisten erlebt habe.

Mutig vorwärts

Ich denke an meine ersten Jahre zurück, in denen ich mit Jesus unterwegs war. Da tauchte periodisch in mir der Wunsch nach einer neuen Arbeitsstelle auf. Doch welche würde die richtige sein?

Ich machte es ganz simpel. Wie viele andere auch, durchstöberte ich Stelleninserate und bewarb mich bei den Firmen, die mich ansprachen, und fertig!

Fertig?

Nein, da kam etwas Wichtiges hinzu: Mein Gebet. Es stand unter dem einen großen Motto: «*Dein* Wille geschehe.» Und damit war es mir unter der Vorgabe: «Bitte rate mir; du darfst mir auch abraten!», immer zu hundert Prozent ernst.

Was ich da nicht alles erlebte: Ich bewarb mich für Stellen, bei denen ich sicher war, dass ich sie bekommen würde, bekam aber eine Absage.

Zwei Beispiele? Bewerbung bei der Kantonspolizei. Ich kam in der Auswahl sehr weit, doch die Absagebegründung lautete dann so: «Werter Herr Wirth, Sie sind die Kletterstange nicht hochgekommen.» Autsch!

Oder ich bewarb mich dafür, Katzenfutter und andere lebenswichtige Dinge zu verkaufen, war in der engeren Auswahl, bekam aber eine Absage. Dabei war ich doch der Beste von allen gewesen, oder etwa nicht?

Und dann bewarb ich mich für Stellen, bei denen ich niemals das Rüstzeug mitbrachte, das eigentlich gefordert war, und siehe da: Ich bekam sie.

Völlig wirr, oder?

Nein, ich vertraute auf die Führung durch meinen himmlischen Vater mittels offener und geschlossener Türen. So musste

ich wohl oder übel enttäuscht geschlossene Türen akzeptieren und konnte mutig durch offene Türen gehen.

Schaue ich heute auf meine zehn verschiedenen Berufe und Arbeitsstellen zurück, dann sehe ich die wunderbaren Führungen Gottes. Ich verstehe und weiß heute, wie es Bauern, Briefträgern, Fließbandarbeitern, Ausläufern, Sekretären, Versicherungsverkäufern, Schadeninspektoren und Produktmanagern, die durch die Welt jetten, im Tiefsten geht.

Genial, oder nicht?

Dieses Geführt-Werden im «Mutig-vorwärts-Gehen» hat mich später sowohl als Pastor als auch als Gründer und Präsident der Quellenhof-Stiftung begleitet. Diese Art von Führung ist es vermutlich, von der der Psalmist in Psalm 32,8 schreibt: «Ich will dich mit meinen Augen leiten.»

Türen einrennen?

Klar, dass wir keine Türen einrennen sollten. Wirklich klar? Nein, ich habe Menschen gesehen, die sich in etwas verbissen hatten und mit dem Kopf durch die geschlossenen Türen und durch die Wand wollten. Ja, es ist hart, ein Nein zu akzeptieren, gerade wenn es das x-te Mal ist.

Aber wie findest du heraus, ob eine Tür geschlossen ist oder ob du einfach zu früh aufgegeben hast? Wenn du total aufrichtig und offen bist, wirst du es zusammen mit deinem Gott und vielleicht auch mit Menschen, die dich gut kennen, herausfinden.

Und wenn du doch mal eine eigentlich geschlossene Tür eingerannt hast und es zu spät merkst? Gott ist dermaßen groß, dass er auch aus deinem größten Mist noch Dünger machen kann. Denn er ist ein Gott der zweiten und dritten Chance. Ja, so kenne ich ihn.

Mein Gebet stand
unter dem einen großen *Motto*:
«*Dein Wille geschehe.*»
Und damit war es mir
unter der *Vorgabe*:
«Bitte rate mir;
du darfst mir auch abraten!»,
immer zu hundert Prozent ernst.

Kapitel 22

Von der Vision zur Realität

Immer wieder treffe ich Menschen, die – manchmal schon von ihrer Kindheit an, manchmal auch erst sehr, sehr viel später – eine Sicht, eine Ahnung, womöglich gar ein Wissen in sich haben, was aus ihrem Leben herauswachsen könnte. Etlichen begegne ich aber auch, die sich irgendwann von dieser inneren Ahnung verabschiedet und ihre Vision aufgegeben haben.

Warum?

Ich bin ein Mensch mit vielen Visionen. Im Umgang damit habe ich im Laufe meines Lebens folgende Dinge gelernt:

Eine Vision zu haben, ist begeisternd. Doch den Zeitpunkt der Umsetzung und den Weg dahin zu finden, ist sehr viel anstrengender. Und genau das braucht Ausdauer.

Zuerst noch eine Klärung des manchmal so großartig dahergesagten Wortes «Vision».

Für das, was ich «Vision» nenne, gibt's verschiedene Worte: Traum, inneres Wissen, feste Ahnung, Utopie, Zukunftsbild, langanhaltender starker und sich verfestigender Wunsch.

Wie kommen wir zu einer Vision?

Schauen wir uns kurz die Berufung von Mose an. Er war wohlbehütet, mit allerbesten Ausgangslage am Hof des Pharaos aufgewachsen. Eines Tages, als er nach seinen Brüdern, den Hebrä-

ern, schaute, sah er, wie ein Ägypter einen seiner Landsleute schlug. Da kam ein so großer Aufschrei, ein derart leidenschaftliches «Nein!», ein so intensives «Das darf doch nicht sein!» in sein Herz, dass er den Ägypter tötet. Das war meinem Verständnis gemäß der Beginn seiner Vision, das Volk Israel aus der Sklaverei zu befreien. Nur: Mose war noch nicht reif, sie umzusetzen. Das brauchte noch ein paar Jährchen.

Genauso war es in meinem Leben mit der Vision, Menschen am Rande der Gesellschaft zu dienen. Da war am Anfang auch dieser innere Aufschrei, dieses «Nein!», dieses «Nicht vor meinen Augen!». So war es bei vielen, die ich kenne. Doch es gibt verschiedene Wege. Jeder erlebt das wieder anders. Manche haben aus dem Nichts heraus einen Gedanken, der sich einnistet und verfestigt. Andere werden von einem Bibelwort stark berührt, wiederum andere erleben einen Wach- oder Schlaftraum oder haben ein starkes Aha-Erlebnis.

Ja, so verschiedenartig und noch viel variantenreicher kann der Heilige Geist eine Vision in uns hineinpflanzen.

Herausforderung Zeitpunkt

Wenn ich in meinem Inneren etwas voraussah, das dereinst werden und wachsen könnte, habe ich nie lange gefackelt und es gleich angepackt.

Ja, so bin ich. Impulsiv ...

Dabei musste ich dann allermeistens erfahren, dass der Zeitpunkt für die Umsetzung ein anderer war als der, den ich mir vorgestellt und zusammengebastelt hatte.

Das begann doch schon vor 32 Jahren mit dem Wachtraum, in welchem ich die Quellenhof-Stiftung sah. Der war so klar, so

deutlich, so greifbar, dass ich gleich losrannte. Doch damit überforderte ich meine Mitleiter, also musste ich warten.

Einfach warten? Ja. Warten und beten.

Nach zwei Jahren begann alles mit dem ersten Therapiehaus. Ein Haus? Aber ich hatte doch viel, viel mehr gesehen als bloß *ein* Haus! Jetzt, nach all den Jahren, blicke ich zu meinem Bürofenster hinaus und darf miterleben, wie nach drei Jahrzehnten das, was ich damals gesehen hatte, mit dem TownVillage in allen Dimensionen Wirklichkeit wird.

Dass der Zeitpunkt meist ein anderer ist, als wir uns das in der ersten Emotion vorstellen, ist nicht nur bei großen Visionen so. Nein, auch bei kleineren; das habe ich in meinem ganzen Leben so erfahren und erfahre es gerade jetzt wieder. Ich habe noch ein inneres Visionsbild aus drei Träumen in mir: aus zwei eigenen Träumen und aus dem Traum eines Freundes. Drei Träume, von denen ich meine, dass sie Gottes Reden waren. Drei Samen, die sich in die Erde meiner Seele gesenkt haben. Ginge es nach mir, würde ich bereits wieder wässern und alles tun, damit die Saat schon in Kürze aufgeht.

Doch noch ist nichts sichtbar.

Die Zeit ist noch nicht da.

Der Wirth muss warten!

Ah ja, da war auch vor über fünfzehn Jahren die Überzeugung in mir gewachsen, ich solle eine neue Art von Gottesdiensten ins Leben rufen. Wie meist begann ich umgehend damit, doch bald musste ich das Angebot mangels Nachfrage wieder einstellen.

Was war passiert? Bis heute denke ich: Ich war zu früh. Darum trage ich die Gedanken noch immer in mir, verbunden mit der Frage, wann wohl die Zeit dafür reif sein wird.

Hast du eine Vision, dann ermutige ich dich dazu, die Spannung auszuhalten, bis die Zeit dafür gekommen ist. Aushalten

heißt nicht etwa, passiv zu sein, sondern: sich danach auszustrecken; die Vision wie einen schönen Garten im Inneren zu pflegen; sie immer wieder vor den inneren Augen auszubreiten; Sorge zu tragen dafür – und den Spannungsbogen nicht vor lauter Ungeduld entzweischneiden zu wollen.

Herausforderung Weg

Wie oft hatte ich doch eine Vorstellung davon, wie eine Vision Realität werden könnte. Doch die Wahrheit ist: Fast immer war der Weg total anders, als ich es mir zuvor ausgemalt hatte. Ob bei der mehrfachen Suche nach Räumlichkeiten für die Church oder für neue Arbeitszweige, ob bei der aufwändigen Suche nach Gebäuden für die Stiftung, es fiel nie etwas aus dem Himmel vor unsere Füße. Es war jeweils ein anspruchsvoller Weg von A nach B nach C nach D. Mal direkt, mal mit Umwegen verbunden. Und so ein Weg braucht Ausdauer und einen langen Atem. Immer.

In meinem ersten Buch habe ich schon einiges darüber geschrieben. Hier nun zwei Beispiele aus Gesprächen mit Dritten.

Eine junge Frau, nennen wir sie Maja, saß mir gegenüber, das Gespräch ging etwa so: «Du hast doch schon so viele Visionen umgesetzt, Johannes, kannst du mir sagen, wie *meine* Vision Wirklichkeit werden kann?»

Dann erzählte sie mit leuchtenden Augen, wie sie ein inneres Wissen habe, dass sie in einer amerikanischen Großstadt ein Haus für aus dem Milieu ausgestiegene Prostituierte eröffnen solle.

Ich fragte sie, ob sie diesbezüglich schon Erfahrungen in der Schweiz gesammelt habe, ob sie Englisch könne und die Vereinigten Staaten sehr gut kenne. Alles beantwortete sie mit «Nein». Ich riet ihr, zuerst Englisch zu lernen und in einer Pros-

tituiertenarbeit hier in der Schweiz ehrenamtlich mitzuarbeiten. Sobald eine Frau aussteigen würde, solle sie, Maja, doch ihr Arbeitspensum zum Beispiel auf achtzig Prozent reduzieren und die ehemalige Prostituierte bei sich aufnehmen. So würde sie in ihre Vision hineinwachsen.

Ehrlich gesagt kam ich mir vor wie ein Feuerwehrmann, der das Feuer in ihren Augen gerade gelöscht hatte. Das Gespräch war bald beendet, und ich weiß nicht, ob sie dem Rat folgte oder es ihr einfach ein zu mühseliger Weg war.

Vor einigen Jahren erzählte ich in einer Bibelschule von meinen Visionen und wie ich die Umsetzung erlebte. Anschließend kam ein junger Mann aus Deutschland zu mir und sagte: «Gott hat mir gezeigt, dass er mir meine ganze Stadt geben will.» Ich antwortete ihm: «Wunderbar, dann fang doch mal mit deinem Nachbarn an.» In seinem Gesicht meinte ich lesen zu können, dass das für ihn irgendwie zu kleinformatig war, hatte er doch eine viel, viel größere Vision.

Mehr zu diesem Thema findest du im Kapitel «Ein Traum wird wahr». Zum Schluss dieses Abschnitts noch dies:

Visions-Umsetzer sind Pfadfinder: Menschen, die bereit sind, auch in Niederlagen nicht aufzugeben und den Weg zu suchen, den Gott für sie vorbereitet hat.

Wenn Abkürzungen die Vision crashen

So manchen Mann, so manche Frau habe ich in meinen über vierzig Jahren als Jugendleiter und Pastor erlebt, die eine herrliche Vision hatten, sie dann aber an die Wand fahren! Die einen heirateten in Torschlusspanik den falschen Partner, anderen war es zu mühsam, an ihrer Ehe zu arbeiten. Wiederum andere hatten

ihre Sexualität, ihre Geldgier oder ihre Karrieregeilheit nicht im Griff und verkauften ihren Traum für ein «Linsengericht» (vergleiche Jakob und Esau).

Ja, auch da bin ich ganz ehrlich: Ich war mehr als einmal nahe dran, meine Träume zu crashen. Das geht uns doch allen gleich. Aber werden wir es zulassen? Werden wir falsche Entscheidungen fällen und bereit sein, den bitteren Preis dafür zu bezahlen? Nein, ich bin nicht stolz, dass es mir bis heute gelungen ist, meine Träume nicht aufs Spiel zu setzen. Ich sehe das als ein großes Geschenk.

Du fragst, wie du falschen Schritten widerstehen kannst? Mehr dazu findest du im Kapitel «Die Mücke über meinem Kopf».

Und wenn doch? Wenn du doch falsche Entscheidungen getroffen hast? Dann darfst du vielleicht das erleben, was ich unter anderem im Leben von Abraham, aber auch im Leben von Menschen aus Alltagsbegegnungen erfahren habe: dass Gott aus schrecklich stinkendem Mist, ja selbst aus deiner übelsten Gülle, immer noch guten Dünger machen kann.

Die Vision «leben»

Im Buchteil «Leiterfunktion und Selbstreflexion» schreibe ich darüber, wie ich in all den Jahren Menschen für die Umsetzung meiner Visionen gewonnen habe. So wichtig das Gewinnen anderer ist, meine ich, dass «das *Leben* einer Vision» einer meiner Hauptschlüssel in der Umsetzung war und bis heute ist.

Ich selber «lebte» jede Vision mit Haut und Haaren; ich wurde ein untrennbarer Teil davon, ich gab ein Stück meines Lebens dafür. Was das beinhaltete? Alles! Gut, das reicht als Erklärung nicht wirklich, deshalb hier ein paar konkretere Dinge:

Es beinhaltete zum Beispiel unsere eigenen Finanzen. Immer

gehörten meine Frau und ich zu den Ersten, die spendeten, obwohl wir in der Regel ja nicht aus dem Überfluss schöpfen konnten. Nein, es ging nicht darum, das an die große Glocke zu hängen, das musste niemand wissen.

Wichtig war das aus zwei Gründen: Erstens war das jeweilige Opfer ein Statement, ein Zeugnis für mich selber, dass ich an die Umsetzung des Traums auch wirklich glaubte. Zweitens bin ich überzeugt und habe es erlebt, dass unser Vorausgehen bezüglich Großzügigkeit in der unsichtbaren Welt Finanzen freisetzt.

Zum «Vision leben» gehörte auch, dass ich überall, wo ich hinkam, darüber sprach. Jeder, der mich kannte, hörte davon und wurde davon überzeugt, wie sehr der Traum in mir lebte. Natürlich gehörte das eigene Mitpacken genauso dazu. Auch wenn ich darin nicht besonders geschickt war, war ich bei den Eigenleistungen als «Handlanger» doch stets mittendrin.

Auch nach dem Umsetzen, in den Pionierphasen, blieb ich Teil der Vision. Ich gestaltete in Betriebskommissionen mit, übernahm in Therapiehäusern ehrenamtliche Dienste und beim Zirkuszelt im Winter die «Schneewachen», um, wenn's schneite, auszurücken und den Schnee von den Zeltwänden zu schippen.

Was das TownVillage betrifft, war für mich stets klar, dass ich diese begeisternde Vision nicht umsetzen konnte, ohne mit meiner Frau zusammen zu den Ersten zu gehören, die eine Wohnung bezogen und so das Ganze bis zum heutigen Tag mitprägten. So kann ich rückblickend sagen: Wenn du eine Vision hast, kannst du die Umsetzung nicht delegieren. Du musst mit ihr eins werden. Oder, um eine meiner Redewendungen zu zitieren:

«Du musst dich mitten hinein setzen.»

Wie oft hatte ich doch eine
Vorstellung davon,
wie eine Vision
Realität werden könnte.
Doch die Wahrheit ist:
Fast immer war der Weg
dann total anders,
als ich es mir
zuvor ausgemalt hatte.

Kapitel 23

Unterschätze die kleinen Anfänge nicht

Ich weiß, es gibt Menschen, die träumen davon, dass aus ihrem Leben etwas Großes wächst. Warum auch nicht? Das darf man durchaus erträumen.

Doch bei mir war das anders. Am Anfang meines Unterwegs-Seins mit Jesus streckte ich mich nicht danach aus, eine große Kirche zu leiten oder eine Stiftung zu gründen. Nein, da war nur ein einziger Treiber – ein, so meine ich, vom Heiligen Geist in mein Herz hineingepflanztes Bibelwort aus Matthäus 6,33: «Es soll euch zuerst um Gottes Reich und Gottes Gerechtigkeit gehen, dann wird euch das Übrige alles dazugegeben.»

Ich wusste sofort: Das war meine Lebensbestimmung, das wollte ich unbedingt. Danach würde ich mich ausstrecken, danach würde ich mein Leben orientieren, daraufhin würde ich mich fokussieren. Und so lief ich los. Egal ob als Sportartikelverkäufer, Versicherungsberater, Schadeninspektor, Produktmanager oder später als Pastor, bis zum heutigen Tag blieb dieses Wort der Orientierungspunkt, an welchem ich mein Leben ausrichtete.

Das begann im Kleinen: Eine Jugendgruppe mit mal drei Leuten, mal zehn, dann wieder mal nur vier – es galt, über Jahre hinweg einfach treu dranzubleiben. Die Predigteinleitung in einer Gartenhausversammlung mit acht Senioren, die Begleitung einer Jugendgruppe mit sechs Leuten in Bern – ich nahm einfach jede Gelegenheit wahr, die sich mit Blick auf mein Lebensmotto auftrat und mit meinen Berufen vereinbar war. Und so erlebte ich, wie aus den unbedeutenden Anfängen Größeres wuchs. Schau

ich heute zurück, könnte man sagen, ich hätte meine Zeit mit allzu unbedeutenden Dingen verpufft. Aber dem war eben nicht so. Denn die Treue und das Ausharren im Kleinen haben meinen Charakter mitgeprägt, um später Größeres schultern zu können.

Vom Kaffeekrug zur Quellenhof-Stiftung

Kaffeekrug, Marktstand und Holzkohlegrill, das waren die Utensilien, mit denen ich mit ein paar Jugendgruppenleuten jeden zweiten Samstagabend, im Sommer und im Winter, während sieben Jahren in der Fußgängerzone von Winterthur präsent war, um mit den Menschen über ihr Leben und über unseren Gott ins Gespräch zu kommen. Absolut unspektakulär; wir sind einfach drangeblieben.

An einem dieser Abende wurde ich zu einem Drogenabhängigen gebeten. Ich hatte keine Ahnung, wie ich ihm begegnen oder mit ihm umgehen sollte. Also machte ich fast alles falsch, was man falsch machen kann – aber ich begann, mit Menschen in schwierigen Lebenssituationen Freundschaften aufzubauen. Ganz im Kleinen, Unscheinbaren. Und aus diesen kleinen Anfängen erwuchs Jahre später die Quellenhof-Stiftung.

Vom Lehrlings-Menü zum Kongresszentrum

Ich las in der Zeitung, dass unmittelbar neben unseren Kirchenräumlichkeiten für einige Monate ein Lehrlings-Ausbildungszentrum seine Pforten öffnen würde. Da ich wusste, dass es weit und breit keine Verpflegungsmöglichkeiten gab, rief ich den Direktor an und fragte, wo die Jungs denn essen werden. «Ja, Herr Wirth», sagte er, «das ist genau unser Problem.»

Ich sagte ihm, wir könnten Menüs für fünf Franken anbieten, worauf er sich sogleich begeistert einließ. Jetzt musste ich natürlich zuerst Leute suchen, die ehrenamtlich kochen würden. Ich wurde fündig. Aber hm ... es war eine undankbare Aufgabe: Für einen symbolischen Preis konnten sich die Lehrlinge ihre Mägen bei uns vollschlagen, aber gemeckert wurde trotzdem ständig.

Nach vielleicht einem halben Jahr waren die Lehrlinge wieder weg.

Aufatmen.

Doch ein paar Monate später rief mich der Schulleiter an und sagte: «Herr Wirth, wir kommen wieder!»

Ich sagte: «Nein, das geht nicht, die Power für so ein Unternehmen haben wir nicht mehr.»

Doch am nächsten Tag stand er bei mir im Büro und ließ nicht locker, also sagte ich zu. Aber wie sollte das gehen?

Diesmal stellten wir zwei Leute in Teilzeit an.

Ein paar Monate später war dann auch die Zeit dieser Lehrlinge bei uns wieder abgelaufen. Aus dem «Stiften-Z'mittag» wurde nun ein Restaurant, und aus dem Restaurant wurde das «Kongresszentrum Parkarena» mit dem eigenen Restaurant «KafiMüli», einer Großküche, Catering und jährlich Hunderten von Veranstaltungen jedweder Größe.

Vom Nähkurs zu Sprachkursen und mehr

Es war während des Kosovo-Krieges. Ich las in der Zeitung, dass ganze Familien in den Luftschutzunterkünften leben mussten. Also rief ich die Asylkoordination an und fragte, wie wir in dieser Situation dienen könnten.

Sie meinten: mit einem Nähatelier.

Also rief ich in der Kirche dazu auf, Nähmaschinen zu brin-

gen. Was für ein Moment, als Kleinbusse der Stadt Winterthur die Asylbewerberfrauen in unser improvisiertes Atelier brachten!

Nach einem knappen Jahr legte sich diese Flüchtlingskrise, und damit war unser Auftrag für diesmal erledigt. Ein paar Jahre später hatte ein Mann aus unserer Kirche die Idee von Deutschkursen für Ausländer. Wir starteten mit drei Schülern, das Ganze wuchs bis auf rund hundertfünfzig Schüler an. Höhepunkte waren die jährlichen Schulreisen. Dazu kamen schnell wachsende, begeisternde Events wie Weihnachtsfeiern und «Interkulturelle Büffets» sowie neuestens monatlich ein «Interkultureller Gottesdienst».

Egal, was ich mit anderen zusammen anpackte, immer habe ich erlebt, wie das Neue im Kleinen begann, und wie es, wenn es gesund war, irgendwann zu wachsen anfang. Es ist eben eines der Jesus-Prinzipien, sagt er doch: «Du bist über wenigem treu gewesen, ich will dich über viel setzen» (Matthäus 25,21).

Bis die Saat aufgeht

Manches Kleine, Unscheinbare, das wir säen und in das wir uns investieren, braucht einfach Zeit, bis es aufgeht. Ich bin nun seit 43 Jahren in der gleichen Kirche. Wie genial ist es doch, dass ich immer wieder miterleben darf, wie von mir abgeschriebene oder längst vergessene Saat plötzlich aufgeht.

Ich denke da an den allerersten schwer drogenabhängigen jungen Mann, dem ich vor 35 Jahren erstmals begegnete. Ich begleitete ihn und seine Mutter durch verschiedene Lebensetappen und machte dabei wohl – so unerfahren, wie ich nun einmal war – ganz viele Fehler. Dann verlor ich ihn aus den Augen.

War ich selber schuld, dass all die Tage, Wochen und Monate des Ringens mit ihm und um ihn umsonst gewesen waren?

Rund fünfundzwanzig Jahre später, es war an einem Open-Air-Allianzgottesdienst, hörte ich von Weitem eine Stimme rufen: «Johannes, ich bin jetzt auch dabei!» Dann stand er vor mir und meinte, er sei jetzt auch Teil einer Kirche in unserer Stadt, engagiere sich dort und habe eine Familie.

Wunderbar!

An einem Sonntag während der Corona-Pandemie-Zeit suchte mich ein anderer Mann. Er prallte an der geschlossenen Parkarena-Türe ab, aber er gab nicht auf. Er fand im ersten Stock eine offene Türe, kam von oben her in den Gottesdienstsaal und fragte nach mir. Jemand brachte ihn zu mir ins Büro.

Kaum saß er da, fing er an loszuheulen und fragte, ob ich mich denn noch an ihn erinnern könne. Natürlich, klar, hatte ich doch früher bereits so viel mit ihm erlebt. Er und sein Bruder waren seinerzeit voll im Rauschgift-Business drin. Sie waren Hardcore-Dealer. Dabei zockten sie alle ab, ihre eigene Mutter inklusive. Diese Mutter war über etliche Wochen hinweg Teil einer von mir geleiteten Gesprächsgruppe «Mütter abhängiger Kinder» gewesen. Wie viel hatte ich da von ihrer Not mit den Söhnen mitbekommen!

Und jetzt, zwanzig Jahre danach, saß er hier und fragte, ob ich nicht für seine Mutter beten könne, sie sei todkrank.

Natürlich tat ich das. Erika besuchte diese Mutter dann noch im Spital. Was für Momente, als ich erfahren durfte, dass dieser kriminelle Sohn in der größten Not, auch noch nach so langer Zeit, genau wusste, wohin er sich wenden konnte.

Da gäbe es noch so viele Beispiele von Frauen und Männern, die mich nach langen Jahren in ihren Nöten, Süchten und Ab-

hängigkeiten wieder um Rat fragten oder aber von ihren Freuden und ihrer Wiederherstellung berichteten.

Die Geschichte einer Frau muss ich noch anfügen. Sie war ein paar Jahre in unserer Kirche, begann in der Jesus-Nachfolge zu leben, ja sie war zeitweise wie eine Tochter für Erika und mich. Oft saß sie an unserem Tisch und knüpfte dabei auch Beziehungen zu unseren Töchtern.

Dann ging sie wieder, auch der Glaube sagte ihr nichts mehr.

Viele Jahre später begegnete ich ihr an einem Dorffest. Da sagte sie mir, sie habe zwar nicht mehr den Glauben wie ich, aber sie vergesse nie mehr, was wir ihr bedeutet hatten und was in ihr gewachsen war. Sie sei immer dankbar für uns und die Kirche.

Kapitel 24

Unter wessen Augen lebe ich?

Kennst du das? Du stehst im Duty-free-Shop eines Flughafens und suchst nach einem neuen Parfüm. Du lässt dich von einer perfekt geschulten, adrett gekleideten Verkäuferin beraten, wählst am Ende ein bekanntes Duftwasser in einer wunderschönen Verpackung und zahlst den stolzen Preis.

Zu Hause angekommen, packst du das Teil aus und ... das darf doch nicht wahr sein! Nach dem Öffnen von drei, vier oder fünf Karton-Schichten kommt ein mickrig kleines Fläschchen mit fast homöopathisch reduziertem Inhalt zum Vorschein.

Das soll uns aber nicht nochmals passieren: Seit jener Negativ-Überraschung suchen wir vor dem Kauf nach dem Kleingedruckten, und wir checken kurz, wie viel denn wirklich in der üppigen Verpackung drin sein wird.

Genauso ist es unter uns Menschen: Die Verpackung stellt oft mehr dar, als in Tat und Wahrheit drin ist. Es gibt eine große Sehnsucht nach authentischen Frauen und Männern jeden Alters. Nach Menschen, deren Leben vor und hinter den Kulissen dasselbe ist. Oder anders gesagt: nach Menschen, bei denen Schein und Sein übereinstimmen. Und bei denen Rede, Small-Talk oder Predigt und das wahre Leben nicht gleich um 180 Grad auseinanderklaffen.

Es war in einem von unseren Freizeitangeboten namens «Ferien am Meer», als nach der Predigt zum Thema «Authentisch leben» ein junger, sportlicher Typ zu mir kam und um ein Gespräch bat. Kaum saßen wir auf der Artemis-Terrasse, begann er

herzzerreißend zu weinen, ja sein ganzer Körper zitterte. Dann brach es aus ihm heraus:

«Ich gehöre zu den Menschen, über die du gesprochen hast. Ich spiele immer und überall ein Theater. Es wirkt, als sei ich immer gut drauf, aber ich bin nirgends ich selber. Das ist so anstrengend, ich kann nicht mehr!»

Als ich ihn so sah, wurde mir klar, wie verdammt hart es ist, unter den kritischen Augen von Menschen zu leben und sich behaupten zu müssen.

Es gibt Menschen, die reden, trinken, essen, lachen, beten und leben anders, je nachdem, wo sie gerade sind. Sie spielen ein Theater; ihr Lebenstheater. Fromme Menschen spielen frommes Theater, andere Menschen spielen anderes Theater.

Authentisch leben bedeutet hingegen: Am Arbeitsplatz, in der Kirche, im Verein, im Wohnzimmer und in der Clique der Gleiche sein.

Für mich bedeutet authentisch leben: Ich bin auf der Bühne und im Schlafzimmer derselbe, ich tue nur nicht dasselbe.

Am meisten authentisch sind Kinder. Kennst du das? Da steht eine Mutter an der Supermarktkasse, eine Nachbarin begrüßt sie und fragt:

«Hey, ich bin heute so voll gut drauf. Sag, wie geht's denn dir? Alles paletti?»

Die Mutter mit einem Lächeln:

«Auch sehr gut, danke».

Darauf die fünfjährige Tochter: «Aber Mami, du hast doch den ganzen Morgen über geweint.»

Peinlich, oder nicht?

Authentisch leben gehört zu mir

Eigentlich gehöre ich zu einer der Hochrisikogruppen, was unser Thema anbelangt. Zehntausende Menschen kennen mich, so gelte ich in der christlichen Szene als «Promi». Dadurch sehe ich mich enorm vielen Erwartungen ausgesetzt. Wie kam ich dazu, trotzdem der zu sein, der ich bin? Was prägte mich, der Johannes Wirth mit all seinen Stärken und Schwächen zu bleiben und mich gegen außen hin nicht anders präsentieren zu wollen?

Das authentischste Buch

Gibt es ein anderes Buch, das so authentisch ist wie die Bibel? Wie ehrlich (womöglich allzu ehrlich?) beschreibt Gott doch seine Helden. Im Alten Testament einen Noah, wie er betrunken und nackt in seinem Zelt liegt. Oder Abraham mit seinen Ängsten und Lügen; Jakob, der seinen Bruder und seinen Vater betrügt; oder einen Jeremia, der ruft: «Verflucht der Tag, an dem ich geboren wurde.» Oder der große König David mit seinen dunkelsten Seiten ...

Auch im Neuen Testament gibt es sie, die scheiternden Helden, zum Beispiel Petrus, der so jämmerlich versagte und seinen Freund verleugnete; einen Paulus, der sich mit Barnabas so heftig zerstritt, dass es zur Trennung kam. Warum hat Gott diese und viele andere Glaubens-Protagonisten nicht in einem besseren Licht dargestellt? Will er uns lehren, dass Stärken und Schwächen eben zum Leben gehören?

Wie auch immer, die Heilige Schrift ist meine allergrößte Ermutigung, voll und ganz zu all meinen Sonnen- und Schattenseiten zu stehen.

Menschen vom Rande der Gesellschaft

Vor 35 Jahren begannen meine Kontakte mit drogensüchtigen und psychisch kranken Menschen. Das Erste, was ich von ihnen lernte, war, dass ich ihnen nichts vormachen konnte. So oft waren die meisten von ihnen übers Ohr gehauen, geblendet, angelogen, enttäuscht und missbraucht worden, dass sie einen Riecher für Schein und Sein entwickelt hatten. Sie merkten sofort, ob Menschen ihnen *echt* begegneten. Im Begleiten von vielen von ihnen wurde ich selbst gespiegelt und lernte auf diese Weise, ganz so zu sein, wie ich wirklich bin.

Zu den Stärken und Schwächen stehen

Eine meiner größten Niederlagen musste ich wohl vor vielleicht zehn Jahren in den «Ferien am Meer» einstecken. Wir hatten in der wunderschönen Hotelanlage so viele Menschen wie noch nie mit an Bord, die Ansprüche an mich waren damit auch auf einem neuen Allzeithoch angelangt.

Ich war maßlos überfordert.

Dann kam am Wochenende auch noch der Regen, ich war am Ende. Gut, dass wir mit ein paar Mitarbeitern in den Ausgang flüchten konnten, etwas Abstand-Nehmen war jetzt das Einzige, was noch helfen konnte.

Doch dann floss der Alkohol in Mengen, und ich kam ange-trunken ins Hotel zurück. Sofort wollte ich zu dem «Youthpoint» runtersteigen, um zu sehen, wie's dort läuft. Da kam mir der Jugendleiter entgegen und meinte, er sei von Mitarbeitern informiert worden, dass es mir nicht gut gehe; er bringe mich nun auf mein Zimmer.

Oh nein, meinte ich, ich sei voll gut drauf.

Aber er ließ nicht locker.

Am anderen Morgen schämte ich mich dermaßen. Ich musste vor rund vierzig Mitarbeitern gestehen, dass ich aus totaler Überforderung heraus entgleist war.

Das war (wenigstens) authentisches Leben.

Ohne dass ich es wirklich wollte.

Zum authentischen Leben gehört es, zu seinen Stärken und Schwächen stehen zu können. Ja, ich habe einiges an Stärken zu bieten: Ich kann Menschen ermutigen, kann sie begeistern, entwickeln, fördern und führen. Ich kann Visionen und Träume begeisternd vermitteln, kann sie aber auch umsetzen und zum Leben erwecken. Ich gebe niemals auf, bleibe auch in den tiefsten Tälern dran.

Doch auch bezüglich Schwächen kann ich eine solide Liste vorweisen, zum Beispiel den Hang zur Maßlosigkeit in den verschiedensten Bereichen. Und eine breite Palette an Stimmungsschwankungen. In bestimmten Situationen werde ich in meine früheren Minderwertigkeitskomplexe zurückgeworfen und reagiere dementsprechend.

Unter wessen Augen lebe ich?

Die Frage, ob ich authentisch leben kann, hat eng mit dieser Frage zu tun: «Unter wessen Augen lebe ich?»

Unter den Augen der Menschen oder unter den Augen Gottes? Es ist furchtbar hart, unter den Augen der Menschen zu leben:

Wie komme ich an?

Was denken sie über mich?

Genüge ich ihren Ansprüchen?

Mögen sie mich?

Doch wie befreiend ist es, unter den Augen des himmlischen Vaters leben zu dürfen. Natürlich ist es eine Frage des Gottesbildes. Doch so, wie *ich* ihn kenne, darf ich im Tiefsten wissen:

Er hat mich zu sich gezogen.

Er hat mir seine Liebe gezeigt.

Er hat mich begabt.

Und was meine Schattenseiten angeht:

Es gibt sie, und das nicht zu knapp.

Sie beschäftigen mich, klar.

Und keine Frage, er kennt sie allesamt.

Doch hier die schöne Nachricht:

Er kann erstaunlich gut mit ihnen umgehen!

Kapitel 25

Lebensbegleiter

Da waren viele Menschen, die mich auf den turbulenten Wegstrecken meines Lebens begleiteten. Doch da waren nicht nur Menschen, nein, einer meiner wichtigsten Begleiter war und ist das «Erste Testament».

Erstes Testament? Ich weiß, die meisten nennen es «Altes Testament», aber «alt» tönt verbraucht, verstaubt, und wenn es ja ein «Neues» gibt, dann lasst uns doch das «Neue» lesen, oder nicht?!

Mir geht es genau umgekehrt. Als ich mich für die Jesus-Nachfolge entschieden hatte, hörte ich in unserer Kirche, vor allem von Franz Bischoff, viele Predigten aus dem ersten Teil der Bibel. Das stachelte meine Neugier an, und so las und studierte ich immer und immer wieder die dort vom Heiligen Geist festgehaltenen Lebensgeschichten. So wurde das «Erste Testament» zu meinem wichtigen Lebensbegleiter. Wie das?

Da sind einmal die Biografien, oder Teile davon, von Leitern wie Mose, Josua, Joseph, David und Salomon. Aber auch diverse Lebensberichte anderer Könige, zum Beispiel von Hiskia, erscheinen vor unseren Augen. Da sind die kolossal ehrlichen Aufzeichnungen zu den Lebenserfahrungen von Elia, Jesaja, Jeremia bis hin zu Nehemia. Wie viele Einblicke in ihre Herzen, ihre Kämpfe, ihre Hochs und Tiefs, ihre Stärken, ihre Schwächen, ihre Siege, ihre Niederlagen, ihr Scheitern, ihr Versagen und ihre Schattenseiten geben sie uns! Wie nah sehen wir doch Gottes Handeln mit ihnen und sein Wirken durch sie.

Da ist aber auch die über weite Strecken sehr verwirrende und doch faszinierende Sippenstory von Abraham über Isaak, Esau und Jakob bis hin zu Joseph. Wie viele Intrigen, Zerbrochenheits-Situationen und Lügen kommen uns da entgegen, gleichzeitig aber auch: wie viel Glaube, Gehorsam und Treue!

Wir sehen in all diesen Berichten, wie Gott nie loslässt, und staunen dann, wie im Hebräerbrief des Neuen Testaments, im Kapitel elf, alle diese biblischen Personen trotz all dem Schwierigen, das geschehen ist, wieder erwähnt werden – nicht unter «ferner liefen, ferner schliefen», sondern als Glaubenshelden!

Wie sehr hat mich das in allen, wirklich allen meinen Lebenslagen begleitet, motiviert und getröstet! In Siegen, in Versuchen, in Niederlagen, in Selbstzweifeln, in Depressionen, im Versagen, in herausfordernden Ehe-, Familien- und Führungssituationen, immer waren diese Glaubenshelden mit ihren ungeschönt heiklen Biografien mir so nah.

Dann muss ich unbedingt auch die großen Züge des Ersten Testaments erwähnen. Wie gewaltig, wenn man's im Überblick liest und so von Abraham bis zu Jesus zweitausend Jahre sozusagen aus der Adlerperspektive überfliegen und überblicken darf. Vor allem die Entdeckungen auf solchen Überflügen durch die Jahrhunderte haben mein Vertrauen zu den Versprechungen Gottes tiefe Wurzeln schlagen lassen.

Ja, da war die Verheißung an Abraham, aus ihm solle ein großes Volk mit eigenem Land erwachsen. Und dann? Wie viel menschliches Versagen, wie viel Leid von innen und ebenso viel oder noch mehr Leid von außen hatte doch das x-fache Potential, dieses Versprechen zu zerstören. Aber der Allmächtige gab nie, nie auf.

Und wenn wir nun gar einen Sprung zu heute wagen und nicht nur zweitausend, sondern viertausend Jahre nach Abraham über-

blicken, sehen wir mit eigenen Augen: Was der Schöpfer von Himmel und Erde sagt, das geschieht. Diese Treue Gottes zu seinen Versprechungen in der Bibel lässt mich getrost glauben, dass ER auch die Zusagen in *meinem* Leben nie, aber auch gar nie zurückziehen wird.

Ja, es ist so, dieses «Erste Testament» war und ist einer meiner wichtigsten Lebensbegleiter, und natürlich steckt dahinter der Heilige Geist, der mir all das erklärt und mir zeigt, was all die Berichte über jene Glaubenshelden mit meinem eigenen Leben zu tun haben.

Etwas vom Wichtigsten, das ich gelernt habe (ich sagte es schon): Gott kann auch aus Mist, Schlamm und Gülle noch hervorragenden Dünger machen. Das hätte ich als Zwanzigjähriger niemals erkennen, geschweige denn glauben können.

Enger oder weiter?

Eigentlich gäbe diese Fragestellung Stoff für ein ganzes eigenes Kapitel, aber es passt, kurz skizziert, auch hier gut rein.

Menschen, insbesondere auch Christen, werden mit zunehmendem Alter entweder enger oder weiter. Es ist keine Frage, es geschieht das Eine oder das Andere. Ob enger oder weiter, das hat mit verschiedenen Faktoren zu tun.

Da ist einmal die Frage, wie ich mich selber und mein Leben sehe. Habe ich, ja *ich*, alles richtig gemacht – und alle anderen rundherum waren schuld, dass dieses und jenes aus dem Ruder lief? Oder sehe ich mich so, wie ich eben war und bin? Sehe ich meine Fehler, meine Ecken und Kanten, meine Schattenseiten? Sehe ich meinen Anteil und meine Schuld an Zerbrochenem, Mislungenem, Unfertigem?

Die nächste Frage in meinen Leben ist: Habe ich für mein Versagen in der Tiefe meiner Seele Vergebung erfahren und angenommen? Und habe ich diese Vergebung auch anderen Menschen, die mein Leben kreuzten, zugesprochen? Oder anders gesagt: Bin ich mit meinem Leben, mit mir und meinen Mitmenschen versöhnt?

Ja, ich persönlich bin, so denke ich, gerade aufgrund der eben beschriebenen Dinge *weiter* geworden. Und daran haben die Biografien aus dem «Ersten Testament» einen nicht unerheblichen Anteil.

Denn mir ist bis ins tiefste Innere meiner Seele in jedem Lebensaugenblick bewusst, dass ich weiß – dass ich *wirklich* weiß:

Was ich bin, bin ich aus Gnade.

Aus Gnade allein.

Und diese Gnade, so bete ich, möge in mir ein demütiges Herz bewirken.

Und in dieser Haltung möchte ich meinen Mitmenschen dann auch begegnen.

Teil 3
Leiterfunktion und
Selbstreflexion

Kapitel 26

Andere führen – Selbstreflexion

Es gibt ein breites Angebot von exzellenten Büchern über Menschenführung, die mich mitgeprägt haben. Dabei denke ich unter anderem an Autoren wie John C. Maxwell, Bill Hybels und an den Schweizer Thomas Härry.

Macht es Sinn, neben all dem Guten, das sie schon zu Papier gebracht haben, auch noch etwas zu diesem Thema zu schreiben? Habe ich zum Thema «Führung von Menschen und Gemeinden» überhaupt etwas weiterzugeben?

Ich weiß, einige warten besonders gespannt auf diesen Teil des Buches. Diese Leute muss ich vielleicht etwas enttäuschen. Warum? Ja, gewiss, ich habe im Leiten von Menschen viel Erfahrung. Aber wenn ich so nachdenke, dann wird mir klar, dass ich das meiste «aus dem Bauch heraus» gemacht habe. Darum bin ich auch nicht der Richtige, um detaillierte Führungskonzepte weiterzugeben.

Was ich aber kann und hier mit zittriger Hand tue, ist, in einer Art Selbstreflexion Einblicke in mein Unterwegs-Sein zu geben.

Auf meinem letzten Wegstück der Leitungsübergabe war es für mich höchste Zeit für einen ehrlichen Rückblick. Was habe ich richtig gemacht, was nicht? Was waren und sind meine Stärken? Wo sehe ich meine Schwächen? Was habe ich verpasst?

Diese Selbstreflexion ist aufgrund meiner eigenen Initiative erfolgt, aber nicht nur. Mit der schrittweisen Übergabe an die nächste Generation werde ich durch die Art, wie meine Nachfolger führen, manchmal aber auch durch ihre direkten Aus-

sagen, ganz unwillkürlich mit meinen Stärken und Schwächen konfrontiert.

Das Ersthre freut mich, Letzteres schmerzt. Man möchte doch der sein, der alles gut gemacht hat, man möchte doch auf der letzten Meile nicht noch hinterfragt werden. Es ist doch so: Wenn man über Jahrzehnte hinweg mit großer Leidenschaft Menschen geführt hat, dann schmerzt das Abgeben schon genug, selbst wenn man, wie ich, weiß, dass der Zeitpunkt der richtige ist und absolut fähige Nachfolger am Start stehen.

Habe ich denn auf meinem Weg nie selbstreflektiert hingeschaut? Doch, ich habe Menschen in mein Leben hineinreden lassen; ich habe Zeichen der Zeit wahrgenommen; ich habe meinen Führungsstil verändert.

Da war etwa die Mitarbeiterin, die mir eines Tages sagte:

«Du brauchst die Menschen, solange sie dir zur Erfüllung deiner Vision dienen. Danach lässt du sie fallen.»

Autsch. «So eine Frechheit!», dachte ich. «Nein, das stimmt doch bei weitem nicht!»

Oder doch?

War da ein Stück Wahrheit drin?

War mir wirklich das passiert, was ich nie wollte?

Ich beschloss, sorgfältiger mit Menschen unterwegs zu sein. Und ich meine, das gelang mir dann auch.

Da war einer unserer Pastoren, der mir in unserer jährlichen Retraite im Rahmen der obligaten «Hosen-runter-Runde» sagte, dass ich, wenn immer ich in der Defensive sei, sehr autoritär werde, ja mitunter explodiere und andere schachmatt setze.

Zuerst wurde ich innerlich wütend und dachte: «Ha, der ist ja auch nicht fehlerlos!», dann wurde ich traurig und entschloss mich, das zu tun, was ich eigentlich nie tun wollte: Ich begab mich in einen intensiven, langwierigen Seelsorgeprozess. Hier

startete Veränderung, denn ich begann zu verstehen, aus welchem Manko und welchem seelischen Loch aus den Jahren meiner Kindheit heraus diese Rundumschläge kamen.

Eine meiner Stärken war sicher, dass ich in allen Bereichen meines Lebens immer ein Lernender blieb. Trotzdem bedaure ich, nicht regelmäßig ganz bewusste «Boxenstopps» eingeplant zu haben.

Boxenstopps? Ja, es wäre darum gegangen, das zu tun, was ich aus der gängigen Literatur ganz genau gewusst habe:

Innehalten.

Abstand schaffen.

Auslegeordnung vornehmen.

Ganz für mich.

Oder mitunter auch mit Freunden.

Oder mit einem Coach.

Aber ja, es ist so: Für so etwas war ich wohl mit den vielen Visionen, dem riesigen Schaffensdrang und nicht zuletzt aufgrund meiner Hyperaktivität einiges zu schnell unterwegs. Ein Projekt löste das andere ab. Da blieb nicht viel Zeit, um wirklich vertieft nachzudenken.

So tue ich das eben erst heute und freue mich über das, was mir gelungen ist. Und gleichzeitig lerne ich für den nächsten, neuen Abschnitt aus dem, was ich versäumt, übersehen oder nicht genügend gewichtet habe. Dabei möchte ich auch in Zukunft in meinen Stärken laufen und in Bezug auf meine Schwächen bei anderen Weggefährten Ergänzung suchen.

Einige von meinen Leserinnen und Lesern werden sich in den nächsten Kapiteln die Augen reiben, und vielleicht huscht auch ein befreiendes Lächeln über ihr Gesicht, sehe ich doch einiges, das ich gelebt und sogar gelehrt habe, heute auch etwas differenzierter.

Vielleicht bist du in einer anderen Situation als ich, nämlich gerade mittendrin, vielleicht bist du erst am Anfang deiner Führungslaufbahn.

Dann rufe ich dir zu:

Warte nicht so lange wie ich.

Wage periodisch einen Boxenstopp.

Kapitel 27

Alleine oder im Team?

Als Leiter war ich der, der immer vorausging, was wohl bei den allermeisten Pionieren der Fall ist. Dieses Vorausgehen hatte aber auch seinen Preis: ein Stück Einsamkeit. Klar, ich hatte Freunde und Menschen, die mit mir unterwegs waren, und trotzdem fühlte ich mich mit der enormen Verantwortung auf meinen Schultern irgendwie alleine.

Ich musste mal an einer Allianz-Retraite mit Legosteinen darstellen, wie ich mich sehe ...

Oh, wie hasse ich solches «Gschpürschmi-Theater» à la «Ich spüre mich. Du spürst dich. Wir spüren uns». Aber es gab kein Entkommen: Ich musste antreten.

Also steckte ich viele rote Legosteine im Halbkreis auf die Grundplatte – und vorne, mit einer gewissen Distanz zu ihnen, einen einzelnen durchsichtigen Stein.

Genau in dieser Weise ging ich als Leiter durch die Jahrzehnte. Die roten Legosteine waren die vielen Menschen, die mich mochten und mir gerne folgten. Wenn ich andere Pastoren hörte, dann war ich diesbezüglich ja sogar noch echt privilegiert. Und doch war da der durchsichtige Legostein, der einen gewissen Abstand zu allen anderen und damit ein Stück Einsamkeit symbolisierte.

Ich meinte und argumentierte, das sei halt der Preis, der zum «Package» der Leiterschaft dazugehöre.

In Bezug auf Führungsfragen studierte ich immer wieder die Bibel. Dabei wurde mir klar, dass ein Mose, ein Josua, später auch ein Paulus ebenfalls vorausgingen und sich mitunter ein-

sam und überfordert fühlten. Doch konnte man das wirklich so eins zu eins in die heutige Zeit hinein übertragen? Ich denke schon.

Trotzdem, wenn ich heute beobachte, wie meine Nachfolger unterwegs sind, tauchen in mir schon Fragen auf:

Wie wäre es gewesen, wenn ich meine Visionen mehr in Teams erarbeitet hätte, die Mitleiter früher miteinbezogen gewesen wären, ich sie statt zu Visions-Mitträgern zu Visions-Mitentwicklern gemacht hätte? Das hätte mehr Zeit in Anspruch genommen – aber wäre dadurch weniger entstanden?

Ja, die berühmten Konjunktive «wäre» und «hätte», sie beschäftigen mich. Und ich denke, es lohnt sich, darüber nachzudenken. Denn auch in dieser Frage, wie in so vielen Belangen, geht es darum, weder auf der linken noch auf der rechten Seite vom Pferd herunterzufallen. Das bedeutet hier: sich nicht in Teamprozessen zu verlieren, aber doch auch nicht alleine voranzurennen.

Ich muss zugeben, Teamprozesse mit Flipchart, Moderationskarten, Brainstormings, Whiteboardtafeln etc. waren und sind mir bis heute fremd. Erst später begann ich damit, die Mitleiter solche Settings gestalten zu lassen und selber – quasi wie auf heißen Kohlen sitzend – mit dabei zu sein. «Old school» eben.

Kapitel 28

Lästige Prozesse und Strukturen?

Ich nehme an, du hast auch schon erlebt, wie in Kirchen, NGOs oder Firmen über Wochen, ja Monate hinweg gemeinsam Visionen und Leitbilder erarbeitet werden. Leider ist es dann nicht selten folgendermaßen: Bis das Werk vollendet und gegen innen und außen kommuniziert worden ist, kommen der nächste Pastor, ein neu zusammengesetzter Vorstand oder ein neuer CEO – und das Ganze wird wieder neu hinterfragt.

Das erinnerte mich jeweils an die Story von Deborah und Barak im Buch Richter, Kapitel 4: Das Volk Israel steht unter Druck, Deborah erinnert Barak daran, dass er von Gott den Auftrag habe, der Bedrückung ein Ende zu bereiten. So ruft er die Stämme zusammen.

Der Sieg ist gewaltig, es folgt in Kapitel 5 ein entsprechendes Lied. Da werden die Stämme gerühmt, die ihr Leben riskierten und dadurch den Sieg miterlebten. Da heißt es aber auch gleich zwei Mal: «An den Bächen Rubens waren großartige Beratungen des Herzens.»

Diese Beratungen habe ich oft mit den Beratungen und gruppendynamischen Prozessen in Kirchen verglichen. Hey, wir alle haben auch einen dringenden Auftrag, Menschen die Freiheit zu verkünden und unseren Städten und Dörfern zu dienen. Wie tragisch, wenn Kirchen sich stattdessen um sich selber drehen und es dabei verpassen, die Kraft und den Sieg im Unterwegs-Sein mit Jesus zu erleben und zu feiern.

Das konnte mir und unserer Kirche nie passieren, waren wir doch immer unterwegs. Doch was hätte sich auf welche Weise

sonst noch entwickeln können, wenn ich gewisse Teamprozesse durchlaufen und die Menschen mehr miteinbezogen hätte? Vielleicht nicht gerade so wie beim Stamm Ruben, aber es hätte möglicherweise einen Mittelweg gegeben ...

Strukturen

Es gibt Organisationen, die sind, was Strukturen anbelangt, enorm stark; manchmal so stark, dass die Menschen den Strukturen dienen müssen, statt dass die Strukturen der Visions-Verwirklichung dienen. Davor warnte ich oft. Vielleicht auch darum, weil ich mich selber als Pionier nicht eingeengt sehen wollte.

So ging ich mit großen Schritten vorwärts und sagte stets: «Wo notwendig, werden wir dann noch Strukturen schaffen.»

Dieses Vorgehen gab nicht nur mir, sondern auch anderen Leitern viel Freiheit und Gestaltungsmöglichkeiten, auch waren unsere Sitzungen und Treffen auf diese Weise frei von langwierigem Strukturrengeplänkel, sprich: Sie waren sehr effizient.

Das führte in den früheren Jahren aber auch dazu, dass ich alles in allem war. Wenn man es negativ benennen wollte, würde man es kritisch als eine «One-Man-Show» bezeichnen. Was ich durchbringen wollte, das brachte ich in der Regel auch durch, ich war ja schließlich der Visionär und Pionier. Ich war der, der bewiesen hatte, dass es funktioniert.

Diese Kehrseite sah ich ein und war bereit, bei Entscheidungen vermehrt auf die Mitleiter zu hören, in Teamprozessen zu leiten und so Schritt für Schritt Entscheidungen breiter abzustützen.

Trotzdem stand ich – und stehe ich bis heute – mit Strukturen auf Kriegsfuß. Ganz ehrlich, wenn meine Mitleiter davon sprechen, dass da und dort Strukturen hermussten, man über dieses

und jenes noch eingehend reden und Leitplanken setzen sollte, dann überkommt mich jeweils ein Schaudern.

Und ja, auch wenn ich in den letzten Jahren vieles anders mache, sehe ich in gewissen Bereichen die Schattenseiten meines ungebundenen Vorwärtsgehens. Da gibt's Unsicherheiten, Unklarheiten mit einigen gravierenden Negativfolgen, die ich hätte vermeiden können.

So weit meine selbstkritische Einschätzung.

Doch es sei mir doch noch die Frage erlaubt, ob in den Kirchengemeinden unseres Landes nicht auch einige Gremien in der Gefahr stehen, auf der anderen Seite vom Pferd zu kippen? Muss denn alles und jedes geregelt sein, braucht alles ein Konzept und Leitplanken und Organigramme? Schränkt das nicht zu viel ein, nimmt es nicht den nötigen Speed weg und verbaut unkonventionelle Lösungen? Erstickt es nicht die Pionierluft im Keim, also genau das, was mir persönlich so lieb ist und was so herrliche Kräfte freisetzt?

Ach, ich weiß natürlich: Das sind die ganz *normalen* Fragen und Diskussionen in *jeder* lebendigen Gemeinschaft! In einer intakten christlichen Gemeinde wird es immer so sein, dass in der Leiterschaft der Hirte, der Lehrer, der Prediger, der Buchhalter, der Diakon und die Seelsorger plus-minus nach Leitlinien, Leitplanken und Strukturen rufen, weil das auch ihre Pflicht und Verantwortung ist. Und dass die mit den anderen Ämtern, etwa die Pioniere, die Propheten und Visionäre, sich etwas lässig als die eher ungebundenen «Freestyler» verstehen und vorausgaloppieren wollen, weil auch das eben zu ihrem Amt gehört!

Wichtig bleibt, dass man aufeinander hört, insbesondere auch gemeinsam gegen oben hin betet, fragt und zuhört. So dass man am Ziel dann vielleicht doch sagen kann: «An den Bächen Rubens fanden großartige Beratungen des Herzens statt»!

Nun weiß ich aber natürlich auch, dass es ganz verschiedene Arten von Pionieren und Visionären gibt:

Die einen zeugen ein «Kind» (Projekt) nach dem andern, machen das im Prinzip auch super, sind aber nach der «Zeugung» meistens schon wieder mit dem Weiterflug beschäftigt, um dann wieder andere Blüten zu bestäuben und andere «Kinder» zeugen zu können.

Die Zweiten sind auch nach der Zeugung noch stark interessiert, bleiben bis zur Geburt des «Kindes» (des Projekts) am Ort, verlieren dann aber doch auch so langsam das Interesse, scheuen vielleicht auch die Pflichten, die Verantwortung und die geforderte Sesshaftigkeit und werden zu «abwesenden Vätern», die ständig unterwegs sind, aber fast nie mehr beim «Kind» (Projekt).

Die Dritten bleiben auch nach der Zeugung, nach der (gedanklichen, technischen und organisatorischen) Schwangerschaft und nach der Geburt des «Kindes» noch voll am Ball, übernehmen Verantwortung und erfüllen all ihre Pflichten. Sie lieben es einfach, diese «Kinder» (Projekte) dann auch wachsen und gedeihen zu sehen, und tun in ihrer Vater-Rolle alles dafür, damit es diesen gut geht und sie gesund bleiben.

Ich glaube, ich darf von mir sagen: Ich gehöre zur dritten Sorte. Auch wenn ich kein «Struktur-Freak» sein mag – diese «innere Struktur» des «anwesenden Vaters» war bei mir immer gegeben. Hierin hoffe ich, anderen zuweilen auch Vorbild gewesen zu sein und – selbst in meinen Schwächephase und an grüblerischen Tagen – eine gewisse Treue und Stetigkeit vermittelt zu haben.

Kapitel 29

Klare Führung?

Für mich stand immer fest: Eines der größten Geschenke, die Leiter ihrer Kirche machen können, ist klare Führung. Die Menschen wollen wissen, wo's langgeht, sie wollen Klarheit.

Eines meiner Credos lautete: «Keine Gruppe ohne definierte Leitung.» Und in der Stiftung: «Keine Visionsumsetzung ohne <Visionsträger>.» Das ist mir sehr gut gelungen und hat sicher wesentlich zum Wachstum sowohl der Kirche als auch der Stiftung beigetragen.

Ich war jedoch nicht in allen Belangen so klar.

Hier denke ich insbesondere an den Bereich Mitarbeiterführung. Ich habe den Menschen, die mir anvertraut waren, innerhalb ihres Bereiches viel Freiheit gelassen, habe ihnen gerne zugehört, habe sie mit Rat und Tat begleitet und stand hinter ihnen, wenn etwas schiefging.

Eines fiel mir aber schwer: das klare Ansprechen von Mankos. Menschen mit ihren Fehlern, Schwierigkeiten und Begrenzungen zu konfrontieren, war immer eine meiner Hürden. Wie viel besser hätte ich sie führen und fördern können, wenn ich mich da weniger weggedrückt hätte?

Wenn ich gefragt werde, was ich heute in der Kirche und der Stiftung punkto Personalführung anders machen würde, dann sage ich: «Ich würde unbefriedigende Anstellungen schneller zu einem Ende bringen.» Wir argumentierten früher so oft, dass wir den Angestellten halt eine zweite oder dritte Chance geben wollten. Wie edel, wie nett, gell! ...

Deshalb veränderten wir bei Nichterfüllen eben den Stellen-

beschrieb und passten ihn an die Person an. Allermeistens kam's dann trotzdem zur Auflösung des Arbeitsverhältnisses, doch das lange Warten und Herumlaborieren führte schlussendlich zu un-schönen Szenen. Vor allem, aber nicht nur, in der schnellwachsenden Stiftung beförderten wir einzelne Mitarbeiter, die in ihren Bereichen echt gut waren, in raschem Tempo zu «höheren Weihen». Dies, ohne wirklich zu hinterfragen, ob sie auch das Führungspotential dazu hatten.

Mich beschäftigt in diesem Zusammenhang schon länger die Frage, warum es in Kirchen und christlichen Institutionen oft viel schwieriger ist als in der Wirtschaft, Arbeitsverhältnisse in gutem Einvernehmen, sprich: «ganz normal», aufzulösen. Kann es sein, dass es mit Berufungsfragen und Identität zu tun hat? Da sagen Leute: «Ich habe gebetet und weiß mich von Gott an diese Stelle berufen. Und jetzt soll das nicht mehr so sein?»

Was wir in unseren Kreisen brauchen, ist eine Kultur des Weitergehens, und zwar in dem Wissen: Eine Berufung kann sich auch ändern oder weiterentwickeln. Und es war so: Die Monate nach einer Trennung zeigten fast ausschließlich, dass die Leute an ihrer neuen Stelle deutlich besser in den Bahnen ihrer spezifischen Begabungen liefen.

Mietling oder Hirt?

Etwas, das mich in Bezug auf unsere Mitarbeiter in der Kirche und in der Stiftung immer umtrieb, war die Frage: «Mietling oder Hirt?» Die Propheten des Alten Testaments reden von guten Hirten, die sich um ihre Schafe sorgen und sich für sie einsetzen. Und sie warnen gleichzeitig vor den schlechten bzw. falschen Hirten, denen es überhaupt nicht um das Wohl ihrer Schafe geht,

sondern die es einfach auf deren Wolle, Fleisch und Milch abgesehen haben.

Jesus greift dieses Thema im Johannesevangelium auf und stellt sich als der «gute Hirte» vor, der sein Leben für die Schafe lässt. Dann spricht er vom Mietling, der nicht Hirte ist, dem die Schafe nicht gehören und der sie darum, wenn's gefährlich wird, auch völlig im Stich lässt.

Hirte oder Mietling, darüber sprach ich öfters mit meinen Mitarbeitern. Geht's uns wirklich um die Menschen, die uns anvertraut sind? Oder machen wir einfach bloß einen «Job»? Sind wir bereit, für die uns Anvertrauten gewisse Opfer zu erbringen, oder ist uns die eigene Komfortzone und Selbstverwirklichung wichtiger?

Ich konnte mich endlos nerven, wenn ich hörte, jemand habe so und so viel Überzeit. Auch pingelige Fragen, was jetzt genau als Arbeitszeit zählen würde und was nicht, waren für mich dermaßen ätzend. Erwartete ich denn von den Mitarbeitern, dass sie gleich viel Leistung und Engagement bringen würden wie ich? Das konnte manchmal den Anschein machen – ich meinte es aber nie so.

Es ging mir immer darum, dass jeder so viel investierte, wie er konnte und wie es seiner Lebenssituation entsprach. Ich erklärte das so: «Es gibt Mitarbeiter, die sind jung und ungebunden. Warum sollten die nicht auch über die vertraglich vereinbarten Stunden hinaus arbeiten? Dann gibt es Staff-Leute in schwierigen Lebensabschnitten oder sogar depressiven Phasen, gebeutelt vielleicht von familiären Einschnitten. Da ist es für mich absolut in Ordnung, wenn sie bei vollem Lohn nur achtzig Prozent leisten können.»

Das ist eines der Beispiele, mit denen ich zu zeigen versuche, dass die Frage «Mietling oder Hirt?» nichts mit Leistungsfähigkeit zu tun hat, sondern ausschließlich mit der inneren Einstellung. Neudeutsch: mit «Commitment».

Wie ist das heute? Ja, ich weiß, die Zeiten haben sich geändert. «Es isch nüme wie früener» – nein, stimmt, so wie früher ist es nicht mehr. Schon klar. Doch auch auf die Gefahr hin, dass du jetzt gleich aufschreist, muss ich sagen, dass ich heute Tendenzen in Richtung Mietlings-Kultur sehe. Man hat eine Anstellung, und man macht seinen Job. So wie verlangt. Aber ohne das innere Engagement, ohne das entsprechende Commitment, ohne die Leidenschaft und Passion, die einen guten Hirten einfach auszeichnen und definieren.

Vielleicht hat meine Generation den Bogen auf Kosten anderer – zum Beispiel auf Kosten der Familien – manchmal überspannt. Trotzdem stelle ich die Frage: Mietling oder Hirt?

Kapitel 30

Ein begeisterndes Bild malen

Eine meiner großen Stärken war die Visionsvermittlung. Also die Fähigkeit, die Visionen, die ich in mir trug, zuerst mir, dann den Mitleidenden, den Mitarbeitenden, aber auch der ganzen Kirche und weit darüber hinaus in möglichst begeisternden Bildern vor Augen zu malen.

Es war mir immer bewusst, dass niemand darauf wartet, für irgendetwas Diffuses mehr Geld oder Zeit in die Kirche oder die Stiftung zu geben. Aber für etwas, das größer ist als wir alle, für ein lohnendes, begeisterndes Ziel, für etwas, das bleibenden Wert hat, da sind die Menschen viel eher bereit, sehr viele Ressourcen zur Verfügung zu stellen und die eigene «Manpower» oder finanzielle Mittel zu investieren.

Ich wurde zu Beginn von etwas Neuem, aber auch während der Umsetzung, selbst auf sehr steilen und holprigen Wegen wirklich nie müde, die Vision und zugleich das Warum und das Wozu unermüdlich zu vermitteln. Pausenlos malte ich den Menschen unsere Visionsbilder vor Augen. Das markanteste Beispiel ist sicher das der Rettungsstation.

Da war einmal eine gefährliche Küste, vor der in den nächtlichen Stürmen viele Menschen Schiffbruch erlitten. Ein paar mutige Menschen sagten sich: «Das kann doch nicht sein!», und so entschieden sie sich, hinauszufahren, um Menschen zu retten und dann in der «Base» zu pflegen. Jede Nacht fuhren sie also los. Bald wurde die «Station» für das, was dort geschah, bekannt. Die, welche davon hörten, waren

begeistert, gesellten sich dazu und spendeten Geld. Schritt für Schritt wurde aus der SOS-Station ein Clubhaus, in dem immer weniger Menschen «Bock» hatten, nachts auf das stürmische Meer hinauszufahren. Zu kuschelig war die Atmosphäre im Haus. Ein paar Mutige sagten sich: «Das darf doch nicht sein!», und so gründeten sie nebenan eine neue Rettungsstation. Doch was soll ich sagen? Ihr erging es genau gleich wie der ersten. Wenn man heute an dieser Küste entlangfährt, sieht man viele wunderbare Clubhäuser, aber fast niemanden mehr, der hinausfährt, um Menschen zu retten.

Über Jahrzehnte hinweg erzählte ich an unseren Jahresvisions-Gottesdiensten diese immergleiche Story. Ich dankte den Menschen, dass sie, egal ob sie im Reinigungs-, Begrüßungs-, Kleingruppen- oder Alphakurs-Team dabei waren, einen wichtigen Teil in dieser unserer Rettungsstation darstellten. Dann fragte ich sie, ob sie bereit wären, mit mir zusammen immer wieder die uns beschleichende Selbstzufriedenheit zu überwinden, weiterhin die Mühen, Unsicherheiten und Störungen einer Rettungsstation in Kauf zu nehmen und nicht aufzuhören, Menschen aus ihrer Seenot zu retten.

Ich sagte ihnen auch ganz offen: «Ich liebe unsere Kirche so sehr. Aber an dem Tag, an dem sie zum Clubhaus mutiert, kann ich nicht mehr Teil davon sein.»

Diese Story erzählte ich nicht nur einmal pro Jahr, nein, ich erzählte sie immer wieder, auch in den Visionskursen für neue Gemeindemitglieder. Ja, ich gab sie so oft zum Besten, bis die Leute im Voraus sagten: «Jetzt kommt's dann wieder!»

Je nach Projekt oder neuen Visionsschritten kamen neue Bilder hinzu. Da war der Bau der Parkarena, zu dem ich die Kirche mit dem Motto «Platz für eusi Fründe» («Raum für unsere Freunde») mit hineinnahm. Nein, es ging nicht um das Gebäude,

sondern eben um unsere Freunde, unsere Bekannten, unsere Nachbarn, unsere Liebsten. Wie würde es sein, fragte ich, wenn einige von ihnen eines Tages in der Parkarena im Worship neben uns stehen werden?

Jetzt, mit der Umsetzung des TownVillage, haben wir gemeinsam das Motto «Ein Stadtzentrum der Hoffnung» geprägt. Wir wollen ein Ort sein, an dem man Hoffnung finden und Hoffnung tanken kann und von dem aus wiederum Hoffnung nach außen getragen wird. Die Gebäude, die im Bau sind, werden dabei nicht mehr und nicht weniger als ein Tool, ein Hilfsmittel sein, damit das geschehen darf.

Ich will auf etwas zurückkommen, was ich oben schon kurz angedeutet habe. Eine Vision muss in jede Ecke, jeden Winkel, sprich: jedes Gefäß der Kirche und der Stiftung getragen werden. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter bei den Kleinkindern, in sämtlichen Zweigen bis hin zur Cafeteria, sie müssen alle wissen, inwiefern auch sie ein Teil der großen Vision sind. Und was ihr konkreter Beitrag darin wirklich ist.

Wie oft ging ich zum Mittagessen-Team, habe den Leuten dort gedankt und ihnen gesagt, dass sie an diesem Platz nicht nur Essen schöpfen, sondern Teil des «Großen Traums» sind, indem sie hier einen Ort der Gemeinschaft mit aufbauen.

Das erinnert doch an die alte Parabel von den drei mittelalterlichen Steinhauern, die in großer Hitze in einem Steinbruch tätig sind.

Da kommt ein Wanderer des Weges und fragt den ersten: «Was machst du da?»

Der antwortet angesäuert: «Das siehst du doch, ich klopfe Steine im Schweiß meines Angesichts.»

Der Wanderer wendet sich nun an den zweiten: «Und was tust *du* hier?»

Der reagiert kurz und knapp: «Ich verdiene hier mein Geld.»

Jetzt wendet der Wanderer sich an den dritten: «Und du? Was tust *du* hier?»

Der legt seinen Hammer zur Seite, blickt sinnend in die Ferne und antwortet glücklich: «Ich baue eine Kathedrale.»

Der dritte Steinhauer hat das längst verinnerlicht: «Ich baue hier mit an der großartigen neuen Kathedrale unserer Stadt!» Und es wird niemanden überraschen: Der dritte Steinmetz haut die Steine wahrscheinlich am schönsten.

Was würde geschehen, wenn jede und jeder von uns sich wirklich bewusst wäre: «Egal, wo und wie viel wir in der Kirche mitarbeiten, wir bauen mit am herrlichen Reich Gottes!»

Ich erinnere mich auch an die Visionsvermittlung gegenüber einzelnen Menschen. Ein Beispiel? Es ging um den Bau des Teenager-Wohnhauses. Die finanziellen Mittel reichten nicht aus, das war klar.

In unserer Kirche war ein vermögendes Ehepaar, dem ich sehr nahestand. Sollte ich sie fragen, ob sie der Vision zum Durchbruch verhelfen möchten? Ich zögerte lange, denn ich wusste, dass der Mann in finanziellen Belangen sehr zurückhaltend war. Und überhaupt: So ganz direkt hatte ich das auch noch nie gemacht.

Doch der Gedanke ließ mich nicht los. So nahm ich eines Tages allen Mut zusammen, fuhr hin und fragte: «Fredri [Name geändert], ich weiß, dass du vermögend bist. Möchtest du miterleben, wie ein Teil deines Geldes zum Segen wird? Ich hätte da einen Weg dazu! Stell dir vor, wie es sein würde, wenn du jeden Sonntag, wenn du in den Gottesdienst kommst, an unserem Teenagerhaus vorbeilaufen würdest. Du könntest dann jeweils kurz stehenbleiben und dich daran freuen, miterleben zu dürfen,

wie dein Geld, statt im Tresor oder Schließfach einer Bank zu liegen, jungen Menschen mit schwierigsten Lebensgeschichten einen Ort der Geborgenheit und der Wiederherstellung ermöglicht.»

Nach einer Bedenkzeit überwies Fredi uns hunderttausend Franken.

Nochmals: Die Menschen sind bereit, in etwas Größeres zu investieren; in etwas, das größer ist als sie selbst, größer als wir alle. Aber nur, wenn wir ihnen immer und immer wieder ein begeisterndes Bild der Zukunft vor Augen malen.

Ich sagte
den *Mitarbeitern* ganz offen:
«Ich liebe unsere Kirche so sehr.
Aber an dem Tag,
an dem sie
zum Clubhaus mutiert,
kann ich
nicht mehr Teil davon sein.»

Kapitel 31

Der Prägungsfaktor

Der bekannte Ökonom Peter Drucker prägte den Satz: «Die Kultur verspeist die Strategie zum Frühstück.» Wenn das stimmt, wie wichtig ist dann das Prägen der Kultur in einer Kirche, einer Stiftung, einem Unternehmen?! Und was für einen Stellenwert haben dabei die jeweiligen Leiter auf allen Führungsstufen?!

Eine der wichtigen Entdeckungen, die ich während meiner Führungslaufbahn machte: Der Leiter wird zum Kulturarchitekt. Ein Architekt entwirft, konzipiert und schafft Neues. Er ist Erfinder, Autor, Erbauer, Schöpfer, Designer, Entwickler, Planer. Und genau das sind wir als Führungspersonen.

Dazu habe ich vor langer Zeit irgendwo ein paar Sätze gelesen, die ich in diesem Kapitel anfügen will. Hier der erste:

Es gibt vielleicht kein besseres Bild für einen Leiter als das eines Kulturarchitekten, eines Schöpfers und Gestalters von Kultur.

Ob Smallgroup-, Abteilungs- oder Firmen-Leiter: Egal, wie groß unsere Führungs-Spannweite ist, wir prägen die Kultur in unserem Einflussbereich. Das tun wir, ob wir es wollen oder nicht; wir tun es bewusst oder unbewusst.

Das war eine meiner Schlüsselerkenntnisse zum Thema Führung. Dazu drei Beispiele. Das erste aus meiner Zeit beim «Jelmoli»-Konzern. Die Kultur, die vom Einkaufsdirektor her geprägt wurde, war deutlich sichtbar und spürbar: Ständig wurde

ein Schuldiger gesucht, ständig musste man sich für irgendwelche Dinge entschuldigen, musste beweisen, dass der Vorgänger alles verbockt hatte, man selber aber durchaus richtig eingekauft hatte.

Da wurden jeweils im Februar zwei volle Eisenbahnwagen mit Grillkohle aus Ostdeutschland geliefert. Der Lagerchef kam jedes Mal zu meinem Einkaufschef gerannt und fragte, ob ich eigentlich wahnsinnig sei, er wisse ja gar nicht, wo er das Zeugs lagern solle.

Worauf mein Chef durch das Großraumbüro schrie: «Wirth, zu mir!» Da ich genau wusste, worum es ging, erschien ich gleich mit meinen Dispositionslisten an seinem Pult, um umgehend beweisen zu können, dass es zweifellos die korrekte Menge war.

Wenn nun der Frühling gut war und die Holzkohle schnell ausverkauft war, schallte wieder ein Ruf durch das Büro mit dem Inhalt: «Wirth, bist du verrückt? Du hast viel zu wenig Grillkohle bestellt!»

War's aber ein verregneter Gartensaisonstart, dann lief's gerade andersrum. Nicht sehr freisetzend, in einer solch negativen Atmosphäre Neues auszuprobieren, oder? Nur logisch, dass ich nach drei Jahren der dienstälteste Zentraleinkäufer im gesamten Freizeitbereich war. Das hielt keiner lange aus.

Das zweite Beispiel kommt aus der Worship-Arbeit unserer Kirche. Vor vielleicht fünfzehn Jahren beschwerten sich die Leiter der Musik-Teams bei einem Treffen, dass die Leute im Gottesdienst so passiv seien (sie verwendeten andere Worte).

Ich fragte sie, warum sie meinten, dass das so sei.

Sie sagten, das liege an der Zusammensetzung der Besucher, die keine Ahnung hätten, was Worship bedeute.

Ich erklärte ihnen, dass sie nicht den Gottesdienstbesuchern

die Schuld zuschieben konnten, sondern dass *sie* diejenigen waren, welche die Anbetungskultur prägten – und dass folglich *sie* sich verändern mussten.

Das dritte Beispiel stammt aus der Smallgroup-Arbeit: Ein Leiter beklagte sich, dass die Leute seiner Gruppe in vielerlei Hinsicht absolut unverbindlich seien.

Ich versuchte dann, mit ein paar Fragen herauszufinden, wie verbindlich er selber denn war und ob er das, was ihm offenkundig so wichtig war, neben dem Wichtigsten, nämlich dem vorbildhaften Vorleben, den anderen gegenüber auch kommunizierte. So wurde schnell klar, das Problem lag nicht bei der Gruppe, sondern bei ihm.

Dazu das zweite Zitat:

Es ist schmerzlich, aber wichtig zu erkennen, dass unsere Gemeinschaften letztlich das Spiegelbild unserer Leitung sind.

Nachvollziehbar? Überleg doch kurz, welche Art von Kultur in deinem Einflussbereich gelebt wird – und welche Art von Kultur du dir eigentlich wünschst.

Warum wird womöglich eine Kultur gelebt, die du selbst in dieser Form gar nicht möchtest? Könnte es sein, dass du entweder die falsche Kultur vorlebst? Oder dass das dritte Zitat den Nagel voll auf den Kopf trifft?

Wenn Sie die Stellung eines Leiters innehaben und das Ethos der Gemeinschaft nicht Ihre Kernwerte spiegelt, dann sind möglicherweise gar nicht Sie der Leiter, sondern jemand anders.

Du bist dann zwar als formeller Leiter eingesetzt, aber da gibt's jemand anderen, einen informellen Leiter, der die Kultur deines Teams prägt und bestimmt.

Noch der letzte Satz dazu:

Wahre Leiterschaft beeinflusst die Seele der Organisation und den Geist der Mitarbeiter. Wir müssen die unsichtbaren Aspekte von Leiterschaft wieder zurückgewinnen.

Ich habe mich vor einigen Jahren hingesetzt und analysiert, was für Kulturen in unserer Kirche gelebt werden, und habe mich gefragt, ob sie mit denen, die ich eigentlich wollte, übereinstimmen.

Welche waren mir denn wichtig? Hier ein paar: Authentizität, Einheit, Barmherzigkeit, Gemeinschaft, klare Leitung, Hunger nach mehr. Und, frag mal meine Mitarbeiter: Pünktlichkeit (Smile)! Also begann ich, diesen Kulturen vermehrt Beachtung zu schenken und sie bewusst zu prägen – im Wissen, dass Veränderungen viel Zeit, Geduld und Beharrlichkeit brauchen werden.

Und wie geht Veränderung konkret?

Sie geht so: Vorleben, vorleben, vorleben!

Und dann auch noch lehren.

Da wäre noch eine weitere Kultur, die ich gerne eingepflanzt hätte: die Kultur des Gebets. Aber das war noch nie meine Stärke, also suchte ich darin Ergänzung und fand sie auch in einer wertvollen Mitarbeiterin, die Gott sei Dank so anders war als ich.

Ganz wichtig ist mir die Prägung von neuen Mitarbeitern, darum gibt's in der Stiftung für sie einen «Visionsmorgen» und für neue Gemeindeglieder in der Kirche zwei «Visionsabende».

In den «Ferien am Meer» hatte ich zu genau diesem Thema einen Workshop angeboten, in dem ich den Teilnehmern unter

anderem die Frage stellte: «Jetzt seid ihr über eine Woche lang mit uns in den Ferien gewesen und habt dabei viele unserer über dreißig angestellten und ehrenamtlichen Mitarbeiter bei der Arbeit erlebt. Bitte sagt mir, welche Kulturen in unserer Kirche gelebt werden.»

Es war nur kurz still, dann wurden sie genannt, alle, die mir so wichtig waren. Schön, gell!

Der Prägungsfaktor war für mich immer einer der Schlüssel in der Mitarbeiterführung. Denn da, wo unsere Mitarbeiter die Kultur, die Art und Weise, wie wir unterwegs sein wollen, verinnerlicht haben, da bleibt viel Platz für Eigeninitiative, fürs Ausprobieren von Neuem, fürs Feiern von eigenen Siegen und fürs Überwinden von Niederlagen.

Eigengewächs

Die meisten Kirchen suchen Pastoren und andere Mitarbeiter auf dem «freien Markt». Das kann gut gehen, und doch ist es, insbesondere bei leitenden Pastoren, immer auch ein Einschnitt in die Entwicklung der Kirche. Neue Pastoren bringen neue Ideen, neue Visionen und neue Gemeindegewachstums-Schwerpunkte mit. Das kann schon mal ein Vorteil sein, aber oft auch ein Bremschuh.

Ich wählte einen anderen Weg: «Eigengewächs». Das heißt, fast alle angestellten Mitarbeiter sind aus unserer Kirche «herausgewachsen». Der Weg dazu? Ich beobachtete ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in ihren Diensten in unserer Church, insbesondere aber in den «Ferien am Meer». Denn bei den Ferienangeboten war ich ihnen besonders nah, und hier konnten sie sich auch unter Stress bewähren.

So war ich eigentlich ständig auf Talentsuche!

War nun eine Stelle frei, fragte ich mich und den himmlischen Vater, wer aus der GvC-Kirche dafür in Frage käme. Darauf folgte jeweils einer meiner inzwischen legendären Telefonanrufe:

«Hey, Markus, Zeit für ein Gespräch? ...»

«Worum geht's?»

«Hm, ich hätte da ein Angebot!»

Über all die Jahre stets das gleiche Vorgehen.

Es gab auch Situationen, in denen ich einfach niemanden auf dem Radar hatte. Dann begann ich in der Not außerhalb zu suchen, doch bis auf eine Ausnahme endeten diese Versuche stets in der Sackgasse. Da war zum Beispiel die Stelle einer Seelsorgeleiterin. Ein paar wirklich geniale Leute stellten sich vor, und doch wusste ich innerlich, das konnte es nicht sein. Also musste ich in der eigenen Church nochmals vertieft Ausschau halten – und wurde fündig.

Das war auch bei der Suche nach einem Worshipleiter so. Nach erfolglosem Durchforsten der eigenen Reihen weitete ich den Radius bis nach Deutschland aus. Aber auch hier: Es wollte einfach nicht passen. Es galt also, weiter zu beten und die inneren Augen offen zu halten.

Ja, gerade beim Worshipleiter musste ich hartnäckig dranbleiben und zeitweise Lücken in Kauf nehmen. Schön aber, dass sich das Warten und geduldige Suchen am Ende bei beiden Mitarbeiterstellen auszahlte!

Die schönsten Perlen entdeckt man oft erst in der zweiten oder dritten Runde.

Und die Ausnahme? Einmal stellte ich einen ehemaligen Jugendfreund als Officeleiter ein. Ein treuer, feiner Mann. Doch kam es schon nach ein paar Monaten zur Auflösung des Arbeitsverhältnisses; zu unterschiedlich waren unsere Kulturen.

Dieses Prinzip «Eigengewächs» hat auf die nachfolgende Leitungscrew abgefärbt; sie wählen schon seit einigen Jahren die

gleichen Wege. So sind in unserem jetzigen «Staffboard» von dreiundzwanzig Leuten alle «inhouse» rekrutiert worden.

Was für Vorteile sehe ich in diesem Vorgehen? Alle hatten unsere Kirche als ihr geistliches Zuhause gewählt, bevor sie Aussicht auf eine Anstellung hatten. Das heißt: So, wie die GvC war, so wollten auch sie Kirche bauen. Bei allen konnten wir beobachten, wie ihr ehrenamtlicher Dienst Frucht gebracht hatte und ihr Charakter je länger je mehr unseren «Anforderungen» entsprach. So sind wir weitestgehend freundschaftlich unterwegs und haben das Wichtigste: die gleiche DNA!

Ich kenne die Gegenargumente. Sie sprechen von «Blutaufrischung» und «neuen Ideen», doch ich bin überzeugt, dass unsere Nachwuchsleute an ihren Studienorten und in unserer vernetzten Welt genügend Impulse von außen bekommen.

Könnte es auch sein, dass diese Argumente da und dort eine Ausrede beinhalten? Denn es ist einfach so: Nach Nachwuchskräften Ausschau zu halten, in sie zu investieren, sie zu entwickeln, sie herauszurufen und ihnen zu vertrauen, das macht man nicht mit links. Auch kennt man bei Eigengewächsen ja nicht nur ihre Stärken, sondern längst auch ihre Grenzen. Letztere offenbaren sich bei Leuten von außen jedoch erst mit der Zeit.

Hat sich unser Weg gelohnt? Ja, absolut. Ich bin enorm dankbar, dass sowohl der Geschäftsführer in der Stiftung wie auch meine Nachfolger in der GvC-Leitung «Eigengewächse» sind.

Mich fasziniert
das Wort «Kulturarchitekt».
Ein Architekt entwirft
und konzipiert,
ein Architekt schafft Neues.
Er ist Erfinder,
Autor und Erbauer,
er ist Schöpfer und Designer,
er ist Entwickler und Planer.
Und genau das sind wir
als Führungspersonen!

Kapitel 32

Führungsautorität gewinnen

Viele Storys aus dem Alten Testament waren und sind mir als Führungsperson wichtig. Eine, die mir sehr präsent ist, lesen wir im 1. Buch der Könige, im Kapitel 12. König Salomo starb, sein Sohn Rehabeam sollte König werden. Da kam das Volk zu ihm und sagte: «Dein Vater hat unser Joch zu hart gemacht. Mache du nun den harten Dienst und das schwere Joch leichter, das er uns auferlegt hat, so wollen wir dir untertan sein.»

Rehabeam ging hin und besprach sich mit den Ältesten; die rieten ihm, die «Schraube» zu lockern. Dann beriet er sich mit den Jungen. Die meinten, er müsse das Gegenteil machen, die «Schraube» anziehen.

Er hörte auf die Jungen, es kam zur Katastrophe.

Es geht mir hier nicht um die Frage, auf welche Generation wir hören, sondern um die Frage, wie ich als Leiter natürliche Autorität erlange. Erstens ist natürliche Autorität ein Geschenk Gottes; gleich danach aber kommt ein weiterer Punkt: das «Gewinnen» der Menschen.

Ich arbeitete als knapp 18-Jähriger in einem Kibbuz in Israel. Da ich der einzige Volontär war, der reiten konnte, wurde ich in den Schafstall abkommandiert. Dort gab man mir jeden Morgen ein paar Hundert Schafe, einen Hund und ein Pferd, und los ging's, hinaus in die Steppe.

Und die Schafe? Hm, denen gefiel's gar nicht mit mir. Sie waren unruhig, bildeten riesige Knäuel, bewachten sich selber und fraßen fast nichts. Mit dem Hund versuchte ich, sie auseinander-

zutreiben, um sie auf eine «Fresslinie» zu bringen, aber auch der Hund wollte nicht wie ich.

Logisch, dass die Schafe abends fast keine Milch gaben ...

Was tun? Am anderen Tag sprach ich über all die Stunden hinweg mit ruhiger Stimme zu den Schafen und führte sie auf die besten Felder, die ich finden konnte. So diente ich ihnen, wo ich nur konnte.

Und Kathj, die Hündin? Ich schaute genau hin und sah, wie sie sich wegen der Disteln in der Steppe die Pfoten verletzte und leicht hinkte. Ich ritt hin, entfernte die Dornen. Bald war Kathj so weit, dass sie, sobald sich in ihren Pfoten etwas festhakte, immer gleich zu mir kam und mir eines ihrer Beine entgegenstreckte.

So diente ich der ganzen Herde.

Und dem Hund.

Und so gewann ich sie alle.

Das Führen bloß aus der Autorität eines Titels oder eines Amtes heraus, vom hohen Ross herunter oder wie ein Schreibtischtäter oder Regent mittels Befehl und Order, es funktioniert einfach nicht. Es wird als arrogant, anmaßend, erdrückend wahrgenommen.

Wer führen will, muss andere gewinnen können. Geht es mir um die Menschen, die mir anvertraut sind – oder geht es immer nur um mich? Interessiere ich mich für sie, kümmere ich mich darum, wie's ihnen geht, diene ich ihnen, helfe ich ihnen, die Tore selber zu schießen – oder sind sie alle einfach ausschließlich für *meinen* Erfolg da?

Natürlich gab es auch Menschen, die ich nicht «gewinnen» konnte. Das einzugestehen war nicht immer einfach. Wenn die Chemie nicht stimmte oder die Vision nicht deckungsgleich war, dann galt es, sich irgendwann gegenseitig loszulassen.

Das innere Geheimnis von Führung

Zu Führungsfragen habe ich zuerst von Jesus, aber dann auch sehr viel von Mose gelernt. Was für ein Leiter, was für ein Vorbild! Ja, auch er kannte dunkle, äußerst dunkle Stunden in seiner Laufbahn. Da ist die erschütternde Stelle in 4. Mose 11, in der es aus ihm herausbricht:

Er hat es satt.

E kann einfach nicht mehr.

Der Mann ist am Ende.

Alles wird ihm zu viel.

Bei weitem zu viel.

Er will lieber sterben, als weiterhin zu leiten.

Ups, kennst du das? Ich war auch schon mehrere Male an dem Punkt, an dem ich einfach nicht mehr konnte. Ich erinnere mich zum Beispiel an die Phase, in der ich wie aus dem Nichts von einzelnen Mitarbeitern, von Gemeindegliedern und auch noch aus der eigenen Verwandtschaft Kritik einstecken musste. Es kam alles zusammen, wie eine Lawine deckte es mich zu. Da wusste ich mich von Mose mehr als verstanden:

Als die Last des Volkes für Mose zu schwer geworden war, teilte Gott sie auf verschiedene Schultern auf, und Mose konnte wieder tief durchatmen. Doch da war schon die nächste Herausforderung (in Leitungsfunktionen lassen die nie lange auf sich warten!). Seine engsten Verwandten, Mirjam und Aaron, redeten hinter seinem Rücken schlecht und wollten ihm die Führung streitig machen (4. Mose 12).

Vielleicht kennst du das auch, vermutlich nicht so krass, aber doch: dieses Hinten-herum-Reden, die Eifersucht auf dich und deine Aufgabe.

Und Mose? Da steht ein kleines Sätzchen: «Aber Mose war ein

sehr demütiger Mensch, mehr als alle Menschen auf Erden»
(4. Mose 12,3). Was für eine Aussage!

Freunde, als Führungspersonen brauchen wir Demut!

Öh, Demut? Ein unterwürfiges Sich-Wegducken?

Nein, Demut ist viel, viel mehr.

Demut braucht enorm viel Mut.

War das Mose in die Wiege gelegt? Nein, er war doch ursprünglich jähzornig, aber dann musste er vierzig Jahre in der Wüste «Schafologie» studieren. Das formte seinen Charakter. Der himmlische Vater hat viele Register zur Verfügung, wie er den Charakter einer Führungsperson formen kann. Eines der Ziele heißt: Demut!

Wie schön sehen wir das bei Jesus, wie er sein Gewand auszieht, sich den Sklavenschurz umbindet und den Freunden die Füße wäscht, um sie das zu lehren, worum es bezüglich Leadership geht: nämlich darum, den Menschen zu dienen.

Dienen? Das habe ich zu Beginn falsch verstanden. Ich meinte, ich müsste immer der Vorderste beim Mitpacken sein, das sei dann wirklich dienend. Bis ich merkte, ich kann den Menschen effektiver dienen, wenn ich sie anleite, wie sie ihre Arbeit tun können. Wenn ich ihnen dann noch dabei helfe, dass *sie* das Tor schießen und den Erfolg einheimsen – und nicht ich –, dann habe ich echt gewonnen. Doch so einfach ist das ja nicht.

Kapitel 33

Veränderungsprozesse und Spezialisten

Veränderungsprozesse

Über Jahrzehnte hatte ich das Vorrecht, Leiter einer kontinuierlich wachsenden Kirche zu sein. Dieses Wachstum, aber auch davon unabhängige Innovationen, brachten enorm viele Veränderungen mit sich.

Zugegeben, ich bin einer, der Veränderungen umarmt, ja sogar ungeduldig herbeisehnt. Doch gilt es im Kirchenbau (wie auch anderswo) zu beachten, dass es lange nicht allen Menschen so geht. Gerade die sehr Stetigen tun sich da oft schwer damit. Denn ja, es ist so, in Veränderungen drin bewegt man sich auf einer Straße, auf der man noch nie zuvor gewesen ist, und das birgt Unsicherheiten in sich, und Unsicherheiten generieren oft auch Schmerzen.

Was habe ich in den vielen Prozessen gelernt?

Das Erste und absolut Wichtigste ist sicher die Visionsvermittlung. Es gibt keine Veränderungen, ohne dass man den Menschen das «Warum?» und «Wieso?» erklärt und dabei ein begeisterndes Bild der Zukunft vor Augen malt. Selbst wenn man der Meinung ist, es hätten's ja jetzt gewiss alle bis zur Genüge gehört. Nein, diese Visionsvermittlung hat so oft und in Dauerwiederholung zu geschehen, bis wir's selber kaum mehr hören können.

Dabei investierte ich jeweils zunächst in einzelne Schlüsselpersonen, habe sie eingeladen, mit auf den Veränderungsweg zu kommen. Dann, je nach Ausmaß der Veränderung, ging's darum,

die betroffenen Teams oder die ganze Gemeinde mitzunehmen. Bei sehr großen Veränderungen habe ich jeweils Predigtserien dazu entworfen.

Beispiel «Veränderungen durch Wachstum»: Mehrmals predigte ich über die Wachstumsgleichnisse von Jesus und seine Aussage, dass die Füchse ihren Bau und die Vögel ihre Nester hätten, aber der Menschensohn immer unterwegs sei. Ich habe offen Wachstumsschmerzen und Unsicherheiten angesprochen, habe Verständnis dafür gezeigt, aber auch die biblische Dringlichkeit von Wachstum klar dargelegt.

Es gab viele Veränderungen, die ich so lancierte. Als Zweites war mir wichtig, das Bisherige zu ehren. Denn es ist klar, bei Veränderungen besteht die Gefahr, dass die bisherigen Leiter oder Mitarbeiter sich nicht wertgeschätzt fühlen. Darum sage ihnen, wie wichtig ihr Beitrag bis dahin gewesen ist, und vermittele ihnen, dass sie oder andere nun auf dem Dach ihrer bisherigen Arbeit weiterbauen werden.

In der Führungsliteratur kann man in Bezug auf Veränderungen vom 80/20-Prinzip lesen. Das hat sich in meinem Unterwegs-Sein immer wieder bestätigt. Überall, wo Menschen sind, wird es rund 20 % geben, die so gebaut sind wie ich: Sie heißen Veränderungen herzlich willkommen. Diese Menschen musst du nicht gewinnen, sie fliegen dir meist zu. Aber ...

... geh nie einfach nur mit ihnen alleine vorwärts. Da gibt es nämlich die große Mitte von bis zu 60 %. Diese gilt es wie oben beschrieben für die neuen Wege zu gewinnen. Scheue nie diesen Aufwand, sei geduldig genug, bis sie hinter der Veränderung stehen.

Wenn du nun diese insgesamt 80 % gewonnen hast, dann bleiben noch die letzten rund 20 %. Diese Gruppe beinhaltet einen starken Anteil von sehr treuen, stetigen, konstanten Leuten. Du wirst in dieser Gruppe kaum Veränderungen implementieren

können, wenn du wartest, bis auch die Letzten von ihnen voll und ganz mit an Bord sind.

Wie oft habe ich das an anderen Orten miterlebt. Da wurde ich eingeladen, über verbindliche Gemeinschaft & Kleingruppen Seminare zu halten. Alle, auch der leitende Pastor, waren begeistert. Aber kaum ging's an die Umsetzung, hörte ich, dass die Steitigen so viel Druck gemacht hätten, dass das Vorhaben aufgegeben wurde.

Nein, du musst nicht auf sie warten.

Geh mit den 80 % los.

Hier kommt aber auch gleich wieder ein Stolperstein. Dieser liegt darin, dass Leiter in Gefahr stehen, die verbliebenen 20 % abzuschreiben, sie als «ewiggestrig» und als «Hemmklotze» geringzuachten und sie das direkt oder indirekt auch spüren zu lassen.

Ich habe versucht, im Wissen, dass es unter den 20 % einen wichtigen Anteil von sehr wertvollen, treuen, zuverlässigen Menschen gibt, auf die man eigentlich bauen und zählen kann, einen Mittelweg zu gehen. Ich bin mit dem Hauptharst vorwärtsgegangen, habe aber zugleich in Leiterschafts-Fenstern oder persönlichen Gesprächen mein Verständnis für ihre Zurückhaltung ausgedrückt. Ich habe mit ihnen über die vielen verschiedenen Arten von Typen und Persönlichkeiten unter Menschen gesprochen und ihnen gesagt, wie wertvoll gerade *sie* sind und wie sehr sie zum Rückgrat der Kirche gehören.

Dann habe ich sie gebeten, doch einfach abzuwarten und zu beobachten, wie die Veränderungen sich auswirken werden – und erst dann ihre definitive Entscheidung zu fällen.

So habe ich über Jahrzehnte hinweg erlebt, wie gegen drei Viertel dieser Leute später wieder voll dabei waren. Klar, einige habe ich jeweils verloren, aber damit müssen wir leben können.

Vielleicht passt eine andere Kirche ja besser zu ihnen. Dabei half mir ein Satz, den ich an einer Pastorenkonferenz aufgeschnappt hatte: «Du hast kein Problem, wenn Menschen deine Kirche verlassen wollen, aber du wirst ein Problem bekommen, wenn du sie halten willst.»

Spezialisten aufs Spielfeld einladen

Einer meiner Aussagen heißt: «Mit den Begabungen der Menschen unserer Kirche könnten wir eine ganze Stadt auf Touren bringen und auf Kurs halten.» Es ist wunderbar, wie viele verschiedenartig begabte Menschen mit dazu gehören. Darunter auch Spezialisten aus den Bereichen Finanzen, Bau, Immobilien, Medizin, Recht, Technik, Gestaltung und so weiter.

Ja, es ist so: Nicht nur meine Kenntnisse vom Bauen sind sehr begrenzt, sondern auch mein Verständnis von komplexen Rechts-, Finanz- und Immobilienentwicklungsfragen. Bei allen Projekten, die wir in der Kirche und der Stiftung umsetzen, war ich auf diese und weitere Spezialisten angewiesen. So lud ich immer Leute aus diesen Bereichen ein, für ein in sich abgeschlossenes Projekt Teil des Teams zu werden. Ich liebte es, solche Teams zusammenzustellen und zu führen. Für jeden Bereich den Spezialisten zur Seite zu haben, ist etwas Wunderbares und auch Beruhigendes. Ich denke echt, dass dies in den erfolgreich umgesetzten Großprojekten eines meiner Geheimnisse war.

Wie oft sagte ich: «Sorry, ich habe keine Ahnung. Aber da ist Werner, den werde ich gleich fragen.»

Und die Spezialisten selber? Mehr als einer hat sich bedankt, dass er ein Teil des Teams sein durfte.

Natürlich gab es auch Enttäuschungen. Die lagen aber meist

darin, dass einzelne Leute aus dem Team «ihr» Projekt verwirklichen wollten, und das führte zu unschönen Diskussionen.

Ah, noch etwas: Diese Spezialisten sind in ihren Berufen genug gefordert, sie warten also nicht darauf, dass sie Protokolle schreiben oder irgendwelche Fleißarbeiten verrichten dürfen. Mache sie zu Champions in ihrem Spezialgebiet und setze sie dazu frei.

Eine meiner Aussagen lautet:
«Mit den Begabungen
der Menschen in unserer Kirche
könnten wir
eine ganze Stadt
auf Touren bringen
und auf Kurs halten!»
Es ist wunderbar, wie viele
verschiedenartig begabte
Menschen
mit dazu gehören!

Kapitel 34

Die Kraft der Einheit

Jesus sagt, dass die Menschen an unserer Einheit erkennen werden, dass der Vater ihn in die Welt gesandt hat. Über alle Jahre hinweg war mir Einheit immer eines der allerersten Anliegen. Hier meine Erfahrungen dazu:

Mit Freunden bauen

Eines unserer ersten GvC-Kirchenleiterschafts-Gremien setzte ich *strategisch* zusammen. Wie viel habe ich (und haben vermutlich auch die Anderen) an den Sitzungen gelitten! Für mich wurde klar: Diese Art der Leitungs-Zusammensetzung, selbst wenn es feine, treue Menschen waren, wollte ich nie mehr. Darum entschied ich mich dafür, künftig, wo immer möglich, mit Freunden zu bauen.

Dies durfte ich dann in der Leiterschaft der Kirche (dem Ältestenrat) wie auch im Stiftungsrat leben. All die Jahre hindurch waren in beiden Gremien fast ausschließlich langjährige Freunde oder erprobte, mehrjährige Weggefährten mit dabei. Für mich eines der großen Geheimnisse, dass wir nie eine Spaltung oder einen größeren Streit überwinden mussten.

Die Quellenhof-Stiftung wird in diesem Jahr dreißig Jahre alt. Dass Kirche und Stiftung in all diesen Jahren in optimaler Ergänzung Seite an Seite wuchsen und gerade in diesen Monaten mit dem TownVillage noch näher zusammenrücken, hat mit diesen Freundschaften zu tun. Dabei spielt insbesondere die tiefe

Beziehung zwischen mir, als Kirchenleiter und Präsident der Stiftung, und Marcel Mettler, Geschäftsführer der Stiftung und gleichzeitig Mitältester der Kirche, eine große Rolle. Marcel und ich waren und sind unterschiedlich und hatten lange nicht immer die gleiche Meinung. Ja, wir konnten mitunter harte Dispute austragen.

Dabei waren uns zwei Dinge gemeinsam: Es ging uns nie um uns, sondern um das Reich Gottes. Da, wo wir meinten, Gottes Willen zu erkennen, steckten wir unsere persönlichen Bedürfnisse und Befindlichkeiten zurück.

Das Zweite war, dass wir uns gegenseitig ins Leben hineinreden ließen. Doch bei allem war es vor allem Marcel mit seiner Demut und Bereitschaft zur Unterordnung, der den größten Anteil am friedvollen Unterwegs-Sein hatte. Ja, er lehrte mich viel, was Demut wirklich bedeutet.

Ich weiß, von außen könnte man vielleicht sagen, es habe zu viele freundschaftliche Verbindungen und also auch hinterfragbare Strukturen gegeben. Doch da antwortete ich, dass es einzig und allein darum ging, in großem gegenseitigem Vertrauen Reich Gottes zu bauen. Und das, was gewachsen ist, gibt uns Recht, oder nicht?

Ist also immer alles gelungen?

Nein, gerade jetzt hat sich innerhalb der ebenfalls von mir geleiteten GvC-Bewegung ein Konflikt geöffnet, ist eine Beziehung zerbrochen, und es kam zur schmerzhaften Trennung. Das macht mich sehr traurig.

Nun stehe ich mitten in der Leitungsübergabe. Sowohl in der Stiftung als auch in der Kirche hat eine neue Generation übernommen, die ich über Jahre hinweg mitprägen durfte und die sich über ebenso viele Jahre kennt. Werden sie die Demut haben, sich einander unterzuordnen? Werden sie alles daransetzen, in der Unterschiedlichkeit Einheit zu bewahren?

Der Preis dafür ist hoch, der Weg manchmal steil. Aber es zahlt sich mehr als aus. Denn da, wo Einheit ist, da liegt der Segen des Allmächtigen drauf.

Einheit inmitten geistlicher Wellen

In den Jahren als Pastor habe ich viele Wellen kommen und gehen gesehen. Nur ein paar davon: Endzeitbewegungen, Toronto-Segen, Heilungsbewegung, Grace Evangelium, Wohlstandsevangeli-um ...

Jede dieser kleineren und größeren Wellen hatte das Potential, Unfrieden und Spaltungen in der Kirche auszulösen. Nicht ganz einfach, wenn Leute von dieser oder jener Konferenz nach Hause kamen und begeistert erzählten, dass sie den Durchbruch ihres Lebens erfahren hätten und jetzt einfach ein paar Stufen weiter wären. Ihre missionarische Energie, mit der sie uns klarmachten, dass wir als Kirche *auch* auf diesen Weg einbiegen müssten, war mitunter enorm.

Wie damit umgehen? Ich beobachtete zuerst mal, wie einzelne andere Kirchenleiter damit umgingen. Immer wieder erlebte ich, wie das, was diese «erfüllten» Menschen erlebt hatten, von ihren Leitern in Abrede oder zumindest infrage gestellt wurde; ich hörte, wie sie gewarnt wurden, sie seien fehlgeleitet und es sei ein «Geist von unten», der an dem Ort wirke, wo sie herkamen.

Ich habe einen anderen Weg gewählt. Einen Weg, den – so verstehe ich es – Jesus in Matthäus 7,15–23 vorzeichnet. Es geht da um Wölfe im Schafspelz. Oder wie wir es sagen würden: um Irrlehrer. Der Satz, den ich jeweils zitiere, steht in Vers 20: «Darum, an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.»

Und das bedeutet: Nicht gleich etwas verurteilen, nicht gleich etwas absprechen, nicht gleich alles abschmettern und nieder-

machen, sondern abwarten. Denn Früchte haben so diese Eigenart, dass sie, bevor man sie beurteilen kann, erst mal wachsen müssen.

Was für Früchte meint denn Jesus? Ich gehe davon aus, dass es die Früchte sind, die der Heilige Geist wirkt, und die sind gemäß Galaterbrief 5,22: «Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Güte, Treue, Sanftmut, Keuschheit.»

Was heißt das alles nun konkret? Wenn eine Welle kam, sagte ich der Kirche: Nicht gleich das Surfbrett hervorholen und darauf mitreiten, sondern abwarten und Ausschau halten, was für Früchte daraus entstehen werden.

Ähnlich begegnete ich Einzelpersonen, die in ihren Begeisterungstürmen sofort von der Bühne aus Zeugnis übers neu Gefundene geben wollten. Ich freute mich zunächst mit ihnen für das, was sie erlebt hatten. Warum etwas absprechen, von dem jemand überzeugt ist, dass es so war? Dann sagte ich ihnen:

«Ich werde dich in den kommenden Wochen beobachten, weil es mich wirklich interessiert, was für Früchte aus all dem erwachsen werden. Und ja, wenn nach drei Monaten Früchte des Geistes sichtbar werden, kannst du hier sehr gerne Zeugnis geben.»

Leider war das dann nicht sehr oft der Fall, doch das Wichtigste: Es gab keine Spaltungen. Eines ist klar, Gott kreierte Wellen, die nicht alle von uns immer gleich einordnen können. Da braucht's halt einiges an Geduld, bis wir wissen, ob wir auch darauf eingehen sollen oder nicht. Denn ebenso klar ist: Der Durcheinanderbringer hat auch schon so manche Welle ins Leben gerufen, unruhig und fiebrig, wie er nun mal ist.

Noch etwas zum Schluss: Auch ich habe in früheren Jahren zu denen gehört, die gewisse Leiter von neuen Bewegungen aufgrund von negativ urteilenden Büchern oder vom kritisch gefärbten Hörensagen ablehnten, ja meinten, diese Leute hätten einen

anderen Geist. Eines Tages, als ich in der Oase von En Gedi am Toten Meer weilte, las ich in meiner Bibel die Geschichte, wie David an diesem Ort König Saul, seinen Verfolger, verschonte. Er nannte ihn, trotz allem, was passiert war, noch immer «den Gesalbten des HERRN» (1. Samuel 24,7).

Hier wurde mir bewusst, was ich in meinen Gedanken und manchmal sogar mit Worten getan hatte: Ich hatte mitunter gewiss über einige Gesalbte Gottes geurteilt. Das tat mir sehr leid, und ich bat Jesus aufrichtig um Vergebung. Seitdem sehe ich mich absolut nicht mehr zuständig, über andere zu urteilen, außer ich kenne die Umstände genau und aus erster Hand.

So kam es, dass ich bisher erst zwei Mal wirklich vor einer Bewegung warnen musste, weil die Früchte, die daraus wuchsen, schrecklich waren.

Teil 4
Wir Ferienmacher

Kapitel 35

Eine spezielle Leidenschaft

Mit zu den größten Leidenschaften von mir und meiner Frau gehört das Leiten und Begleiten von Ferienangeboten. Warum eigentlich? Weil's halt so easy ist und wir einfach gerne reisen?

Nun denn, Reisen, ja, das tun wir wirklich gerne; aber easy sind Ferienangebote für uns beileibe nicht. Oft sind es Zeiten von größter Anspannung. Da gibt's große Herausforderungen mit Hotels, Verkehrsmitteln, Wetterlagen und anderem, und alles à discrétion, ohne Unterbrechung, ohne Ende. Und da sind Menschen mit unterschiedlichsten Hintergründen, Vorstellungen, Ansprüchen und Erwartungshaltungen mit dabei.

Ach, was sind wir doch für ein Völklein, keinen Deut besser als das Volk Israel auf der Wanderung durch die Wüste! Da sind die pflegeleichten, dankbaren, ermutigenden Menschen – und da sind die Familie Motzki und Herr und Frau Obermotzki, denen kein Hotel, kein Programm und kein noch so kompetenter Reiseleiter jemals genügen können. Und da gibt es Alkoholiker oder Teilnehmer mit psychischen Auffälligkeiten, mit denen man in der Gruppe balancieren muss. Und so weiter.

Warum machen wir's trotzdem?

Ja, warum können wir es gar nicht lassen?

Aus zwei Gründen: Erstens haben wir herausgefunden, dass der Heilige Geist es ganz besonders liebt, in der Gemeinschaft einer Gruppe unterschiedlichster Menschen zu wirken. Nirgends erfahre ich seine Gegenwart, seine Führung, sein Reden zu Menschen stärker als in den Ferienwochen.

Das Zweite: Wenn Menschen für zehn und mehr Tage weg

sind aus dem Alltag und ich sie täglich im Wort Gottes «baden» kann, dann bewirkt das ein Vielfaches mehr als einige Sonntagspredigten. Denn nach dem Sonntag kommt der Montag, und vieles vom Wort wird vom Alltag gleich wieder erstickt. Doch in den Ferien geht die Saat tief, Prozesse werden angestoßen und Lebensentwürfe können sich verändern.

Auch wenn das Mitnehmen ins Wort Gottes das Wichtigste ist auf unseren Reisen – da ist noch etwas anderes, und das soll jetzt bitte nicht unbescheiden klingen: Es sind wir, meine Frau und ich, mit unserer bewusst möglichst authentischen, nahbaren, erlebbaren Art. Die Menschen erfahren so im gemeinsamen Unterwegs-Sein, dass der Glaube im Alltag lebbar, erlebbar und umsetzbar ist.

So haben wir bei so vielen Menschen, Ehepaaren, ja ganzen Familien Veränderungen erlebt! Durchbrüche von ganz «Hartgesottene» zu einer lebendigen Jesus-Nachfolge, Umkehr aus Verstrickungen, Heilung von unseligen Familienbanden, körperliche und seelische Heilungen, prophetisches Reden, das sich erfüllte. Wie viele Menschen jeden Alters haben wir getauft, wie viele berührende Erlebnisberichte haben wir gehört oder wurden uns zugeschickt. Wie viele Geschäftsleute haben neuen Mut und neue Ausrichtung gefunden, wie viele Menschen in schwierigen Lebenssituationen Orientierung erlangt, wie viele «Altlasten» wurden entsorgt.

Und ja, nicht wenige Motzkis sagten am Schluss ihrer Zeit mit uns: «Das waren unsere schönsten Ferien.»

Fast hätte ich es vergessen, da sind auch die Paare, die sich, vor allem bei den «Ferien am Meer», gefunden haben. Es ist mir schon öfters «passiert», dass – wie zum Beispiel im ICF Bern – im Anschluss an eine Predigt zwei strahlende Menschen vor mir standen und sagten, sie hätten sich in unseren Ferien kennengelernt.

Sorry, aber ich muss noch von etwas anderem schwärmen: Sowohl auf Kreuzfahrten wie auch in den «Ferien am Meer» erleben wir immer wieder, wie stark der Eindruck ist, den unsere Feriengruppen hinterlassen. Angestellte, von der Putzfrau über das Servicepersonal, von den Kreuzfahrt- und Hoteldirektoren bis hin zum Kapitän, sagen teilweise unter Tränen, dass die Atmosphäre bei unserer Anwesenheit einfach anders sei. Sie empfänden Frieden und Wertschätzung untereinander und ihnen gegenüber.

Das geht so weit, dass ich mich bei unserer jährlichen Ankunft im Hotel «Aldemar» in Griechenland der Begrüßungs-Umarmungen fast nicht erwehren kann.

Das alles und noch viel mehr nährt unser inneres Feuer, um vier bis fünf Mal pro Jahr die Koffer zu packen und zu neuen Begegnungen aufzubrechen. So haben wir auch durch harte Zeiten und Schwierigkeiten hindurch nicht aufgegeben und schauen heute mit einem ganz und gar dankbaren Herzen zurück. Und mit dem tiefen Wissen: Es hat sich gelohnt.

Eine weitere Seite, die uns selbst bereichert, sind die über all die Jahre geknüpften inspirierenden Beziehungen bis hin zu tiefen Freundschaften. Speziell ist, dass ich gerade diesen Teil des Buches in einem Ferienhaus schreibe, welches uns eine Familie zur Verfügung gestellt hat, die seit vielen Jahren bei den «Ferien am Meer» mit dabei ist.

Ich rede in diesem Buchteil viel von «uns». Denn die Reisen lieben wir auch noch aus einem anderen Grund. Seit unsere Kinder flügge sind, machen wir das immer zu zweit. Und wir erleben, dass meine geliebte Frau und ich in keiner anderen Aufgabe so nah zusammenarbeiten können und uns nirgends sonst dermaßen optimal ergänzen. Klar, das war nicht von Anfang an so. Wir hatten auch hier unsere Kämpfe und Niederlagen, und auch hier mussten wir unseren Weg zuerst suchen.

Ich ergreife gerne noch die Gelegenheit, ein paar ganz persönliche Worte zu sagen. Zuerst Dank: Ein vierfacher Dank geht an meine Freunde Markus und Stefan Reichenbach mit ihren Frauen Brigitte und Verena. Einmal für die Gelegenheiten, die ihr mir gegeben habt, so viele Menschen zu prägen. Dann für das enorme Vertrauen und damit verbunden für die großen Freiheiten, die ich genießen durfte. Und nicht zuletzt für die Freundschaft, die durch viele knifflige Reisesituationen keinesfalls gelitten hat und nun schon seit mehr als vierzig Jahren allem standhält – was viel mit eurer Demut zu tun hat. Und ja, danke, dass ihr mir vorgelebt habt, was es heißt, als christliche Geschäftsleute Großzügigkeit im Allgemeinen und insbesondere gegenüber dem Reich Gottes zu leben; etwas, wovon viele reden, ihr aber ohne Worte im Stillen gelebt habt.

Mein Dank geht hier auch an Susanne Gysin, die über viele Jahre das Rückgrat der «Ferien am Meer» gewesen ist und während noch mehr Jahren meine viele Fehler ausbadende, geniale Assistentin war.

Mein Dank geht weiter an all die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die Begleiterinnen und Begleiter, die in den vielen Jahren durch ihr Mitpacken und Mitgehen die Reisen überhaupt erst ermöglichten.

Beim Schreiben der folgenden Kapitel ist mir aber auch bewusst geworden, wie viele Fehler ich gemacht habe. So will ich mich bei denen unter euch entschuldigen, die ich im Unterwegs-Sein verletzt oder überfordert habe; es tut mir echt leid. Besonders leid tut es mir aber da, wo Beziehungen wegen meinen Unzulänglichkeiten auseinandergebrochen sind. Gott sei Dank waren es nur ganz wenige, aber jede ist eine zu viel.

So, in den nächsten Kapiteln dieses Buchteils erzähle ich euch zunächst von den vier Ferien-Geheimnissen, und dann nehme ich

euch mit auf einige unserer Reise-Erlebnisse. In etlichen von euch werden Erinnerungen wach, andere werden das Buch nun zur Seite legen. Auch gut. Und wer weiß, vielleicht kann ich einige unter euch auch dazu animieren, erstmals oder einmal mehr mit uns unterwegs zu sein.

Wenn Menschen
für zehn und mehr Tage
weg sind aus dem Alltag
und ich sie täglich
im Wort Gottes «baden» kann,
dann bewirkt das
ein Vielfaches mehr
als einige Sonntagspredigten.
Denn nach dem Sonntag
kommt der Montag ...

Kapitel 36

Ferien-Geheimnisse

In den Ferien einfach ich selber sein, keine Termine, nichts vorhaben, einfach in den Tag reinhängen – das klingt verlockend, ist aber noch lange nicht für alle das richtige Konzept.

Das Erste, das ich aus meinem eigenen Leben weiß: Ich nehme mich selbst mit. Mich selber aushalten, das ist auch in den Ferien auf die Länge gar nicht für alle so einfach. Wie schnell verliere ich mich doch im Rumhängen oder umgekehrt in der Aktivität und komme gar nicht immer so zufrieden zurück. «Hätte ich doch», «wäre ich doch» und Ähnliches schwirrt mir durch den Kopf. Aber klar, das geht ja nur mir so. Wer weiß?

Also, fertig Einleitung. Jetzt zu dem, was meine Frau und ich in der Ferienbegleitung von tausenden Menschen quer durch die Generationen gelernt haben.

Erwartungen klären

Ob als Ehepaar, ob mit Freunden, aber ganz bestimmt als Familie ist es mehr als hilfreich, schon bei der Planung die Erwartungen zu klären.

Ein Beispiel aus der Familie Weber?

Otto Weber, 45-jährig, freut sich schon lange auf die zwei Wochen am Meer. Endlich mal raus aus allen Zwängen, ausspannen, Tennis spielen und am Pool hängen. Nein, den Beach braucht er nicht, denn Sand und Salzwasser sind gar nicht sein Ding. Aber weil sich das heute gut macht, wenn man im Büro davon erzählen

kann, will er auch noch ein paar Runden Golf spielen oder zumindest einige Bike-Touren absolvieren.

Miriam Weber, 43-jährig, hat die Nase voll vom Haushalt. Endlich mal nicht kochen! Und dann einfach am Sandstrand im Liegestuhl die Seele baumeln lassen und richtig braun werden, yes!

Tim, vierzehnjährig, will unbedingt Action erleben: Go-Kart-Fahren, Wasserpark, Volleyball.

Und last but not least Tina, zehnjährig: mit Papi Sandburgen bauen und Stand-Up-Paddling lernen, mit Mami auf allen Mercatos nah und fern shoppen gehen, Eis essen. Und ja, in den Wasserpark, da käme sie auch mit.

Alles klar?

Klärt vorab eure Vorstellungen und sprecht ab, wer wie viel Zeit für sich ganz alleine hat bzw. braucht, was gemeinsam durchgezogen wird, was möglich sein wird und was nicht – und wofür und wie lange das Feriengeld reichen wird. Wie gesagt, das gilt auch für Ehepaare und Freundeskreise.

Zuerst eine Nacht lang schlafen

Viele Leute, darunter einige Jahre lang auch meine liebe Frau, haben sehr genaue Vorstellungen, wie das Hotelzimmer oder die Ferienwohnung aussehen sollen. Wenn man dann gegen Abend oder gar erst in der Nacht müde von der Anreise im «gelobten Land» ankommt, fällt einem vor allem auf, was *nicht* den Erwartungen entspricht.

Unser Tipp: Vor dem Reklamieren und der Forderung nach einem Zimmerwechsel zuerst mal eine Nacht lang schlafen. Denn erstens sieht nach der ersten Nacht vieles ganz anders aus, und zweitens, das haben wir schon bei vielen erlebt, könnte man

anderntags herausfinden, dass der Zimmerwechsel gar nicht so geschickt war.

Da war zum Beispiel die Mutter, die mit der ganzen Familie unbedingt das zu nahe bei der Rezeption liegende Zimmer gegen ein anderes tauschen wollte. Leider stellte sich nachträglich heraus, dass am neuen Ort unendlich viele Mücken herumswirrten.

Darum machen meine Frau und ich es heute so: Wir beten, dass wir in das für uns richtige Zimmer kommen, und nehmen es dann einfach mal als «bestimmt zu uns passend» an. Wie gut sind wir doch damit gefahren!

Strukturen einbauen

Bei Familien beobachten wir ganz besonders, wie hilfreich auch in den Ferien das ist, was man im Hinterkopf eigentlich genau *nicht* will: ein Minimum von Tagesstrukturen. Zum Beispiel: Um welche Zeit man zusammen frühstückt, und wie der Morgen, der Nachmittag und der Abend gestaltet werden. Viele Familien aus unseren «Ferien am Meer» schätzen gerade unsere fixen Programmblöcke, aus denen sie sich frei auswählen können, was zu ihnen und ihren Kindern je nach Alter passt. Über die ganze Ferienzeit können sie ihre Tage gleichmäßig einteilen, das gibt vor allem den Kindern Sicherheit.

Aber nicht nur für Familien können Strukturen ein Segen sein. Davon berichten unsere Reisetilnehmer, aber auch meine Frau und ich erleben in unseren eigenen Ferien den erhöhten Zufriedenheitsfaktor von klar geregelten Tagesabläufen. Außer an Reisetagen oder bei großen Ausflügen sieht der unsrige immer gleich aus: Wir frühstücken zusammen und beten für den Tag, dann zieht sich jeder von uns zurück zum Spaziergang oder zum Lesen,

zum Beten oder zum Nachdenken, zur sportlichen Betätigung oder zum Alleinsein. Dann gibt's ein kleines kaltes Mittagessen, anschließend geht's gemeinsam los.

Das ultimative Ferien-Geheimnis

Ja, das gibt es: das Geheimnis aller Geheimnisse! Und wer schon mal mit uns unterwegs war, hat es sicher schon intus, denn es wird am Anfang jeder Reise kommuniziert, darauf kann man wetten.

Hier ist es: *Ein Herz voller Dankbarkeit!*

Du fragst dich jetzt vielleicht: «Und das soll ein Geheimnis sein?» – Ja, ist es! Denn wer es anwendet, wird – fast egal, was bezüglich Programm geboten wird – geniale Ferien verbringen.

Es ist doch so: Die Erwartungen an die schönste Zeit im Jahr, auf die man schon derart lange gewartet und hingelebt hat, sind meistens riesig. Man stellt sich das Hotel vor: ein ruhiges Zimmer, möglichst mit Meeresblick, nicht zu weit vom Restaurant weg – und doch weit genug, damit die Animations-Bühne nicht stört. Plus: ein gediegenes Frühstück an Tischen im Freien, ein wunderbares Abendessen-Büffet ganz ohne Gedränge. Außerdem bequeme Liegestühle am Pool und am Strand, die auch morgens um 9 Uhr noch frei sind. Und nicht zu vergessen: glasklares Wasser, passendes Wetter, genügend Schatten und am Abend eine gemütliche Bar mit der eigenen Lieblingsmusik.

Doch dann kommt die Realität: Nirgends auf der Welt wird man genau das vorfinden, was man sich so fest erhofft und unablässig vors innere Auge gemalt hatte!

Stattdessen: Das Zimmer ist zu klein, man befindet sich des Nachts im Krieg mit den diversen rücksichtslosen Mückenarten des inzwischen nicht mehr ganz so sehr geliebten Landes oder

wartet mit schützenden Ohrenstöpseln oder Kopfhörern auf das Ende der Disco, die jetzt aber beileibe nicht endlich aufhört, sondern eigentlich erst so richtig beginnt. Das Wetter ist Tag für Tag zu heiß oder zu kalt, die Liegestühle sind besetzt, und auch am Büffet ist man bei weitem nicht alleine. Nervig! ...

Ich liebe es, immer und immer wieder zu sagen:

«Perfekt wird es erst im Himmel sein!»

Und das ultimative Ferien-Geheimnis, das sich auch *nach* den Ferien noch bewähren wird?

Richte deine Augen
und dein Herz
auf das,
was ist.
Und nicht auf das,
was nicht ist.

Denn ich bin sicher,
egal, wo du bist:
Du wirst immer Dinge finden,
für die du dankbar sein kannst.

Das Erste, das ich
in Bezug auf Ferienreisen
aus meinem eigenen Leben weiß:
Ich nehme mich selbst
immer mit.

Sich selber aushalten,
das ist auch in den Ferien
auf die Länge
gar nicht für alle so einfach.

Kapitel 37

Israel-Reisen

Es begann vor rund vierzig Jahren mit der ersten Israel-Reise. Seither begleitete ich, meist zusammen mit Erika, weit über zweitausend Menschen ins «Gelobte Land». Ja, noch immer sind die Reisebegleitungen in dieses unglaubliche Land ganz ohne Zweifel der Kern und die geistliche Mitte unseres Reisedienstes. Unser Motto dabei lautet: «Komm und sieh.»

Wir laden die Menschen ein, mit eigenen Augen zu sehen, ja mit allen Sinnen zu erleben, was im Heimatland von Jesus abgeht. Wie oft haben wir doch am Schluss der Reise gehört: «Ich bin so dankbar, dass ich mitkommen konnte. Diese Reise hat meinen Blick für Israel nochmals grundlegend verändert.»

Ja, es ist so, unsere Vorstellungen sind einerseits von unserer im Westen einseitigen Berichterstattung und andererseits von überbordenden christlichen Israel-Fans geprägt. Aber wie ist es wirklich? Was macht dieses Land aus? Wie sind die Menschen? Wie leben Juden, Moslems, Christen, Beduinen, Drusen, Säkulare und Religiöse in diesem Mini-Land zusammen? Was ist der Unterschied zwischen dem weitgehend durch orthodoxe Juden mitgeprägten Jerusalem und dem pulsierenden Tel Aviv, der Stadt, die nie schläft? Wie ist es, mit Kamelen durch die Wüste zu wandern, im Norden durch Naturparadiese zu streifen und in vier verschiedenen Meeren zu baden?

Das sind die Fragen, auf die wir bei unseren Reisen Antworten geben – und erleben! – wollen. Bei all dem möchten wir unseren Gruppen nicht eine rosa Welt vor Augen malen. Nein, es gibt tatsächlich gravierende Probleme, die man nicht ignorieren soll.

Und doch, wer mit offenem Herzen mit uns durchs Land streift, kommt aus dem Staunen nicht mehr heraus. Was in nur siebenzig Jahren seit der Staatsgründung alles entstanden ist, toppt jedes andere Land dieser Welt.

Doch das alles ist eigentlich «nur» Begleitmusik. Meine tiefste Leidenschaft auf diesen Reisen gehört dem Wort Gottes. Ich möchte den Teilnehmern das, was wir bei uns zu Hause – so weit ab vom wirklichen Geschehen – hören und lesen, hier, in dieser Gegend, an diesen Orten, wo das alles geschah, nahebringen, möchte es greifbar und geradezu erfahrbar werden lassen.

Wie herrlich ist es, auf der Spitze des Bergs Karmel zu stehen und die Geschichte von Elia mitzerleben. Oder in der Wüste ums Lagerfeuer zu sitzen und in den biblischen Texten Abraham zu begegnen. Hier, in dieser Wüste, grub er also seine Brunnen; hier trennte er sich von Lot; hier ... Oder wie eindrücklich ist es doch, auf der Wanderung durch die Wüste plötzlich zu verstehen, was es wirklich bedeutet, wenn Jesus ruft: «Ich bin das Wasser des Lebens.»

Israel: Erlebt

Denke ich an all die Israel-Reisen, tauchen Tausende von Bildern in mir auf:

Die ersten Jugendreisen, die wir im Hochsommer organisierten; bis zu acht Jeeps, pilotiert von Reiset Teilnehmern. Meist ging es quer durchs Land, von Eilat bis in den Norden hoch.

Vierzig Grad im Schatten, wir hängen wie tote Fliegen im Jeep, Angstschreie beim Offroaden in Wüstencanyons ...

Zehn Nächte am Stück draußen schlafen, überm Gaskocher und am Holzfeuer selber kochen ...

Keine Duschen, alles klebt, die Haare verfilzt, wegen Durchfall Salzstangen essen und warme Cola trinken ...

Durch die flimmernde Luft zur Felsenfestung Massada hochklettern, im Toten Meer die Zähne zusammenbeißen, weil es auch an den intimsten Stellen brennt, in Sachne am Nordrand der Gilboa-Berge in Naturwasserbecken planschen und allen Staub loswerden ...

Und da war die Nacht in der Wüste, in der eine Hyäne sich ins Lager schlich und einen unserer Wasserkanister stahl, um ihn in einiger Distanz zum Lager aufzubeißen.

Oder da waren im Norden oben die Wildschweine, die sich nachts über unseren nicht sicher genug verstaute Essensvorrat hermachten.

Lange nachhallend auch jene Selbstfahrer-Jeep-Reise, es sollte die letzte dieser Art sein: Es ist ein glühend heißer Tag, wir sind alle müde. Unser Driver, nicht ganz bei der Sache, sieht das andere Auto zu spät.

Vollbremsung.

Ich sitze ganz hinten im Jeep, hinter mir folgt der nächste Jeep aus unserer Karawane, der Fahrer kann nicht mehr bremsen und fährt auf unser Gefährt auf.

Ein harter Schlag gegen meinen Körper, der Konvoi kommt jäh zum Stillstand, ich springe raus.

Drei Jeeps ineinander verkeilt, junge Menschen mit Tränen. Alle schluchzen, wer ist wie verletzt?

Niemand, Gott sei Dank.

Niemand? Als wir am Nachmittag am See Genezareth ankommen und uns im Strandbad vom Schock zu erholen suchen, kann ich plötzlich nicht mehr aufstehen. Stechende Schmerzen auf der linken Seite.

Sie bringen mich ins Krankenhaus.

Diagnose: Nierenriss.

Doch das Spital ist dermaßen schrecklich, dass ich nach nur einer Nacht ein Papier unterschreibe und mich selbst wieder entlasse.

So reise ich die restlichen Tage unter größter Vorsicht als Teil der Gruppe mit. Da ich nirgends wirklich hingelange, gesellen sich die Gruppenteilnehmer zu mir. So bin ich zwar verletzt, habe hier aber die besten Gespräche der letzten paar Reisen.

Der Heilungsprozess dauert dann noch rund zwei Monate. «Nierenriss in Israel» – nicht der beste Film meines Lebens! Aber diese Szenen vergesse ich natürlich nie.

Später folgten dann die ganz «normalen» Gruppenreisen. Seit vielen Jahren sind wir mit zwei Bussen unterwegs, so kann man an den meisten Reisetagen wählen, ob man den jeweiligen Tag lieber etwas ruhiger oder mit mehr Action verbringen möchte.

Manchmal gibt's Action, die keiner wollte. Ich denke an eine der Wanderungen von Mitzpe Jericho (östlich von Jerusalem) durchs Wadi Qelt nach Jericho. Unser Weg führt jeweils mitten durch die Wüste. Was für Momente, wenn wir unter einer Schirmakazie Zuflucht vor der sengenden Sonne suchen und den Psalm 91 lesen: «Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt und unter dem Schatten des Allmächtigen ...» Hier, unter diesen Bäumen, wurde dieses Wort jedes Mal so richtig erfahrbar.

In einem Jahr aber war es besonders heiß. Zwei jungen Frauen, die auf halbem Weg Schwierigkeiten bekamen, legten wir nasse Halstücher auf die Köpfe, nötigten sie, riesige Mengen Wasser in sich hineinzuschütten, stützten sie und machten für sie ständig längere Pausen.

Und doch strauchelten sie Schritt für Schritt. Was tun? Da waren ein paar Beduinen mit ihren Eseln. So charterte ich zwei Esel samt Führer, packte die Frauen auf die Grautiere, und los ging's.

Am Ziel angekommen, kollabierten die beiden, erholten sich aber dann im Schatten wieder.

Prägend waren auch die Wanderungen im Golan. Die verrückteste Route führte uns einen Bach entlang durch tiefe Canyons mit Wasserbecken. Der Einstieg war noch ziemlich einfach: Metallleiter runterkraxeln bis zum ersten Becken, Schuhe ausziehen, diese zusammen mit Handy und Lunch in einem Abfallsack «wasserfest» verpacken, dieses Paket hinunterwerfen, dann selber springen, den Abfallsack schnappen und das Becken schwimmend durchqueren. Am Ufer angekommen, die nun doch etwas nassen Schuhe wieder anziehen und weitergehen bis zur nächsten Leiter und zu dem zweiten Becken, immer weiter hinab.

Dann am Schluss das dicke Ende, der Aufstieg. In praller Sonne, gefühlte 90 Grad Steigung. Was für ein Moment: Zurück beim Ranger, gibt's ein kühles Bier!

Es war eine gemäß Parkwächter sehr gefährliche Route; heute wird sie als zu gefährlich eingestuft und ist darum gesperrt.

Sind wir in Jerusalem, können die Teilnehmer wählen, ob sie das Holocaust-Museum besuchen oder lieber durch den «Hiskija-Tunnel» waten wollen. Jawohl, den Tunnel ließ tatsächlich König Hiskija vor 2700 Jahren als Wasserkanal in den Felsen hauen. Es ist immer ein besonderes Feeling, durchs Wasser dieses dunklen, engen Tunnels zu stapfen. Und ja, ich gehöre zu den Menschen mit Platzangst, so dass es mich jeweils große Überwindung kostet. Und ja, es ist tatsächlich so, dass die, welche beim Waten am lautesten singen, ihre Angst am meisten über-tönen wollen.

In einem Jahr war eine Frau mit dabei, die auch unbedingt den Tunnel durchqueren wollte. Unterwegs wurde es äußerst kritisch; die Leute vor und nach ihr merkten, da stimmte etwas nicht. Kaum waren wir draußen, stand die Frau zitternd vor uns

und sagte: «Es war ein Test für mich, denn ich war noch bis vor Kurzem wegen Panikattacken in der Klinik.»

Ich war schockiert. Nicht auszudenken, was gewesen wäre, wenn die Attacke im Tunnel ausgelöst worden wäre.

Es gibt da so einen älteren frommen Chorus mit den Worten «An dem See Genezareth, wo der Wind oft stürmisch weht». Ganz ehrlich, ich hatte in all den Jahren an diesem See noch nie einen wirklichen Sturm erlebt. Doch 2018 war ein Jahr, das ich nicht mehr vergessen werde:

Wir waren im Kibbuz Maagan und mussten das Tagesprogramm wegen starken Regenfällen umstellen. Ich selber blieb in der Ferienanlage, als plötzlich ein Sturm über uns hereinbrach. Wie Streichhölzer stürzten Palmen um, wurden Bungalows beschädigt – und da waren sie, die riesigen Wellen auf dem See.

Die Weiterfahrt am nächsten Tag zum Toten Meer war dann nur über Umwege möglich, denn große Teile der Straße am Meer waren weggespült worden. Am selben Tag waren tragischerweise auch Teens einer Schulklasse von den Fluten aus einem Canyon in den Tod gerissen worden.

Kapitel 38

Ferien am Meer

Es war, meine ich, vor dreißig Jahren, als Erika und ich damit anfangen, in unserer Kirche Familienferien anzubieten. Freunde, Inhaber von «Kultour-Ferienreisen», waren Teil davon und fragten bald mal, ob wir solche Ferien auch für ein *breiteres* Publikum anbieten würden. «Klar, wenn jemand mit uns kommen will», war unsere Antwort. So starteten 1997 die ersten «Ferien am Meer» in Sizilien.

Seither begleiteten wir während insgesamt siebzig Wochen rund 20.000 Leute im Herbst in ihren Ferien. Was im Süden Italiens mit hundertvierzig Leuten startete, wuchs bis zum Höhepunkt 2011 auf 1600 Teilnehmerinnen und Teilnehmer an. Heute sind es weniger, wenn auch immer noch meist über tausend.

Den Grund für den leichten Rückgang sehen wir positiv: Was Erika und ich begonnen hatten, haben später Pfarrer und Pastoren, die mit uns unterwegs waren, ebenfalls für sich entdeckt und dann in Eigenregie multipliziert. So entstanden Herbstferienangebote der Reformierten Kirche, des Chrischona-Werks und seitens vieler Einzelgemeinden. Das freut uns, denn wir multiplizieren gerne.

Warum wir überhaupt Ferien anbieten, darüber habe ich im Kapitel «Wir Ferienmacher» ausführlich geschrieben. Doch für die «Ferien am Meer» gibt's auch noch einen anderen wichtigen Grund: das Prägen von Mitarbeitern. Über die jeweils vier Wochen verteilt sind rund fünfzig meist ehrenamtliche Leute aus unserer Kirche mit dabei. Sie haben die Möglichkeit, ihre Gaben und Talente in den verschiedensten Bereichen einzusetzen: Kids-

Club, Teens-Club, Youth-Club, Band, Sketche und Theater, Sportkurse, Ausflüge begleiten, Begegnungspunkte betreuen, Apéros gestalten und anderes. Diese Zusammenarbeit, auch über Generationen hinweg, ist unsere geniale Talentschmiede.

Ferien am Meer: Erlebt

Hier eine Mini-Auswahl aus so vielen Erinnerungen.

Hast du gewusst, dass bei Familien oft die Frauen für die Entscheidung ausschlaggebend sind, wohin es in den Ferien geht?

Ich weiß nicht, wie viele Männer, insbesondere Unternehmer, mir im Laufe der Jahre am Ende ihrer Ferien jeweils ganz ähnliche Storys erzählt haben: «Weißt du, meine Frau hat gesagt, sie wolle mit euch in die Ferien. Ich war gar nicht begeistert. Mit Frommen in die Ferien, ach, ich hab doch schon zu Hause Gottesdienste und vor allem Termine genug.»

Sie wollten doch einfach nur ausspannen, nicht schon wieder viele Leute und Gruppenzwang. Irgendwie ließen sie sich dann doch dazu überreden, meist unter der Auflage, höchstens einmal mit in einen Gottesdienst gehen zu müssen.

Mit dieser Vorgabe kamen sie an.

Manchmal dünkte es mich, ich hätte ihnen die abwehrende Haltung bei der Ankunft schon von weitem angesehen. Und dann standen sie also am Ende der Zeit vor mir und sagten: «Weißt du, ich war in jedem Gottesdienst, in jedem Vortrag und, ja, sogar in all den Workshops und bin völlig ausgeruht und total inspiriert für meinen anspruchsvollen Alltag.»

Da gab es auch Männer, die hatten mit dem Glauben rein gar nichts am Hut. Einer brachte es fertig, doch drei Mal mit uns unterwegs zu sein, bis er sein Leben Jesus anvertraute.

Immer wieder gehörte es zu den großen Herausforderungen,

Jugendliche auszuhalten, die dem Glauben den Rücken gekehrt hatten, aber die von ihren Eltern bezahlten Gratisferien gerne annahmen. Sie bildeten Cliques, betranken sich, kiffen, und wir hatten alle Mühe, dass die Stimmung unter den anderen Jugendlichen nicht kippte. Da wurden die Golfclubcars für Spritzfahrten «ausgeliehen», Kühlschränke aufgebrochen und die Getränke gestohlen, Passepartout-Zimmerschlüssel entwendet, Nächte grölend zum Tag gemacht.

Oder da war der nächtliche privat organisierte «Pool-Contest». Dabei ging es darum, möglichst durch alle 42 Pools zu schwimmen. Oft bildeten unsere Mitarbeiter Nachtpatrouillen, um das Größte zu verhindern und mit den Jungs und Girls ins Gespräch zu kommen. Wie berührend für unsere Youth-Mitarbeiter, immer wieder mitzuerleben, wie Einzelne dann später zu neuen Wegen aufbrachen.

Gümüldür, Westtürkei: In diesem Hotel gab's keinen Saal für unsere Gottesdienste. Wie zuvor mit dem Hotel vereinbart, führten wir diese in der «Animation Stage» durch, also da, wo abends die Shows abgingen. Dies gefiel den anderen Gästen gar nicht. Sie stellten sich lauthals dagegen und reklamierten bei der Hotelleitung, ja wir erlebten gar die erste Anti-Gottesdienst-Demo unseres Lebens. So mussten wir unsere geliebten Gottesdienste einstellen.

Im nächsten Dorf fanden wir eine Festhalle mit Wellblechdach. Der Weg dorthin, zehn Minuten am Strand entlang, bekam bald den Namen «Pilgerweg». Was für eine Atmosphäre an diesem Ort. Doch es dauerte nicht lange, da kam die Polizei und belegte uns mit einem Verbot für Gottesdienste. Also auch hier wieder: nichts. Doch zwei Tage später gelang es «Kultour» dann über irgendwelche Kanäle doch noch, eine Bewilligung dafür zu bekommen.

Eretria Village, Insel Euböa, Griechenland: Hier waren wir zwei Mal, ein Jahr davon war's nun wirklich zum Schreien. Kaum hatte Erika unsere Koffer ausgepackt, wurde ich informiert, dass das Hotel total überbucht sei. Also rief ich meine Frau aufs Zimmer an und sagte ihr, sie müsse sofort packen.

Wir wurden in den Computerraum mit zwei Klappbetten und einer Tür ohne Schloss verfrachtet. Dies löste bei meiner Frau gar keine Begeisterungstürme aus.

Dann, nach zwei Wochen, als die Zürcher Gäste ankamen, setzte der große Regen ein. Zehn Tage, unaufhörlich fiel das «herrliche Nass» vom Himmel, dabei hatten die Gäste doch Badeferien an der Sonne gebucht. Dazu kam, dass sowohl der Speisesaal als auch die Aufenthaltsräume für unsere große Gruppe völlig ungeeignet waren. Last but not least rotteten sich deutsche Einzelgäste zusammen und protestierten gegen unseren Kinderlärm.

Am letzten Tag kam sie dann doch noch, die Sonne, und so brachten viele Gäste dann noch etwas nach Hause: einen Sonnenbrand.

Tja, erschwerte Bedingungen, muss man da wohl sagen, und doch erzählten uns hinterher viele: «Also, diese Ferien gehörten zu unseren schönsten.»

Südtürkei: Hier war eine Mutter mit ihren zwei Teens dabei. Die Mutter war Christin, die beiden Kids waren Moslems und wurden von ihrem Vater auch so geprägt und erzogen. Von Anfang an nahmen sie an den Gottesdiensten und den anderen Programmen teil. Gegen Ende der Ferien entschieden sich beide Kinder für ein Leben mit Jesus und ließen sich gleich taufen. Heute ist der eine der ehemaligen Teenager Geschäftsführer von «Kultour-Ferienreisen».

Hotel «Aldemar» bei Skafidia, Griechenland: Da lasse ich den Mann, um den es hier geht, gleich selber zu Wort kommen. Er schreibt:

«In den besagten Ferien 2011, ich meine, es war der zweite Ferientag, saß ich am Morgen im Gottesdienst. Johannes, da hast du in einem Beispiel exakt «meinen Zustand» beschrieben. Du hast von einem Banker gesprochen (ich bin ja auch einer), der durch sein Verhalten alles an die Wand gefahren hat (Familie ging in Brüche, Freunde waren weg ...). Deine Erzählung hat bei mir wie eine Bombe eingeschlagen, und ich konnte damals nicht anders, als mit dir zu reden. Während des Gesprächs hast du mir geraten, noch heute mit meiner Frau zu sprechen. Ich dachte: «Das geht gar nicht. Dann sind die Ferien und alles andere im Eimer.» Ich ging nach unserem Gespräch zurück an den Strand und konnte nicht anders, als meine Frau zu einem Spaziergang einzuladen. Da brach alles aus mir heraus ...»

Und dann schreibt er weiter: «Stellt euch vor, am 12. Juli 2020 dürfen wir auf vierzig Jahre Eheleben zurückblicken.»

In all diesen Jahren war dieses Ehepaar mehrmals mit uns auf Reisen, ja mitunter waren auch die Kinder und Enkel bei den «Ferien am Meer» mit dabei. Jedes Mal, wenn wir uns sehen, manchmal auch in einer E-Mail, erzählen sie mir, was sich in ihrem Leben alles wunderbar entwickelt hat.

Wiederherstellung pur!

Es war auch im Hotel «Aldemar», als bei einer werdenden Mutter viel zu früh die Wehen einsetzten. Wir fuhren die Frau zusammen mit ihrem Mann ins Hospital nach Pyrgos. Nach der Geburt war das Leben des Babys in Gefahr. Leute aus unserem Team sorgten für die Betreuung, und viele beteten für das frisch geborene, noch so kleine Kind.

Als ich später in einer Kirche im Kanton Bern predigte, kam

ein Ehepaar mit ihrem Kleinkind zu mir. Sie sagten: «Das ist jetzt das Griechenlandkind!» – Ha, sehr gut!

Apopos «Griechenlandkind»: Man spricht ja heute in der Schweiz von Migros-Kindern, Coop-Kindern und neuerdings auch von Aldi-Kindern. Wir aber sprechen bei uns eben von «Griechenland-Kids». Damit meinen wir die vielen, heute oft schon erwachsenen damaligen Kinder, die etliche Jahre mit in Griechenland in den Ferien waren und dort in ihrem Glauben maßgeblich geprägt wurden.

Vor einem Jahr zum Beispiel waren Erika und ich in einem Hotel in Grindelwald. Als wir am Morgen zur Rezeption hinunterkommen, begrüßt uns die Frau dort mit den Worten: «Guten Morgen, Herr und Frau Wirth.» Ich bin erstaunt und frage, wie sie denn unsere Namen bei all diesen Gästen kennen kann. Sie meint darauf: «Ich bin eben etliche Male mit Ihnen in Griechenland gewesen!»

Ja, es «passiert» uns oft, überall quer durch die Schweiz, vor allem aber in Kirchen, in denen ich rede, dass sich Menschen aus allen Generationen als Ferienteilnehmer zu erkennen geben und gleich anfangen, von Erlebnissen mit uns und unserem Team zu schwärmen. Große, bewegende Momente, in denen wir innerlich Gott für alle erwiesene Gnade und Führung danken.

Kapitel 39

Kreuzfahrten

Irgendwann kam von meinen Freunden, den Reichenbachs, die Anfrage, bei Kreuzfahrten mit dabei zu sein. Mit gewohnt großer Begeisterung packten meine Frau und ich auch diese Gelegenheit beim Schopf, noch mehr Menschen während ihrer Reisen mit Gottesdiensten und unserer ganz persönlichen Art mitzuprägen.

Unsere Freunde charterten Kreuzfahrtschiffe; das erste, die «Costa Marina», mit einer Kapazität von knapp tausend Personen, die späteren dann mit einer Kapazität von etwa 450 Personen. Mit an Bord waren jeweils verschiedene Künstler, Referenten und christliche Werke sowie die eigene GvC-Band mitsamt Technikern.

Anfangs war ich fürs gesamte Bordprogramm inkl. Verfassen der Bordzeitung, Organisation und Durchführung der Gottesdienste sowie Aufbau einer guten familiären Atmosphäre verantwortlich. Bei insgesamt zehn Reisen mit geschätzt etwa 6000 Teilnehmern kreuzten wir im Mittelmeer von Genua bis nach Alexandria oder befuhren nordische Gewässer. Hier legten wir in den gewaltigen Metropolen des Ostens wie St. Petersburg und Stockholm an oder entdeckten norwegische Fjorde bis ganz hinauf nach Spitzbergen.

Kreuzfahrten: Erlebt

Es gehört zu den Pionierzeiten, dass man sich Dinge zutraut, welche die eigenen Kapazitäten bei weitem übersteigen. In der

Doppelrolle als «Kreuzfahrtdirektor» mit voller Verantwortung fürs gesamte Bordprogramm einerseits und Pastor andererseits war ich rund um die Uhr im Dienst. Frühmorgens die Predigt vorbereiten, dann zwei Gottesdienste hintereinander, in der kurzen Pause runter und im Schiffsbüro Fragen zum Programm beantworten. Nach den Gottesdiensten an der Bordzeitung arbeiten und am Abend die verschiedenen Programme ansagen. Zwischendurch Begegnungen mit den Gästen und Fragen der Künstler und Werke beantworten. Ein paar Stunden Schlaf, dann ging's wieder los. Nein, nicht immer im gleichen Rhythmus, denn wegen des unterschiedlichen Schifffahrplans war jeder Tag wieder anders.

Nach der vierten Kreuzfahrt wurde klar: So geht es nicht mehr weiter. Die Aufgaben wurden nun auf mehrere Schultern verteilt. Rückblickend muss ich eingestehen: Ich hatte mir zu viel zugemutet. So kam ein echtes Stück Ruhe, das ich hätte ausstrahlen sollen, definitiv zu kurz.

Das eindrücklichste Erlebnis war sicher die zweite Reise von Genua nach Alexandria mit der schon in die Jahre gekommenen, aber sympathischen «Costa Marina». Wir waren erst wenige Tage unterwegs und etwa auf der Höhe von Kreta, als beim Abendessen ein Ruck unsere «Old Lady» erschütterte, verbunden mit einem sehr eigenartigen Rasseln.

Sofort eilten wir Verantwortlichen zur Rezeption und erkundigten uns, was denn los sei.

«Nichts», war die Antwort, «alles in Ordnung.»

Wir glaubten dieser Aussage so einigermaßen, ja, aber wohl war es uns in unserer Haut nicht mehr.

Später verfolgten wir die Schiffspeditionen auf dem Bildschirm und sahen, dass das Schiff langsam in einem Kreis fuhr. Da noch immer keine Informationen zu erhalten waren, holten wir den

Hoteldirektor in der Unterhose aus seiner Kabine und stellten ihn zur Rede.

Langsam wurde klar, was passiert war:

Eine der zwei Antriebswellen war gebrochen.

Am nächsten Tag legten wir außerplanmäßig in Kreta an. Die Reederei organisierte einen Ausflug, in dieser Zeit, so sagte man uns, würden Ersatzteile eingeflogen und das Schiff wieder flottgemacht.

Als die Gäste vom Ausflug zurückkamen, konnten die Toiletten und Duschen nicht mehr benutzt werden, da infolge der sich überschlagenden Ereignisse der Kapitän vergessen hatte, im Meer draußen das Altwasser zu verklappen; und an Land war die Entsorgung verboten. Verständlich, dass nun auch die Nerven der Reiseteilnehmer an ihre Belastungsgrenzen kamen.

Dann kam der Hammer: Reichenbachs und ich wurden zum Kapitän gerufen, der uns mitteilte, dass eine Reparatur nicht möglich sei und wir hier ausschiffen müssten.

Ausschiffen? Mitten in der Hochsaison, kein Hotel, kein Flieger, wohin denn bitte?

Jetzt war es an Markus und Stefan Reichenbach, Klartext zu reden. Nach härtesten Verhandlungen wurde vereinbart, dass alle Gäste auf dem Schiff bleiben konnten. Dieses würde nun mit halber Kraft zurück nach Genua fahren.

Nun lag der Ball beim Kapitän, er musste die Gäste informieren. Aber er hatte Angst und meinte, es könnte sogar eine Schlägerei an Bord entstehen.

So weigerte er sich, vor die Leute zu treten.

Ich versprach ihm, dass nichts passieren werde, und sagte zu ihm: «Ich stehe an Ihrer Seite. Keine Angst.» So eröffnete er unseren Gästen die Wahrheit und die Tatsache, dass wir innerhalb von vier Tagen zurückschippern würden.

Er sagte aber auch, dass ab sofort alle Getränke gratis seien.

Statt mit Gewalt antworteten die Passagiere mit Klatschen. Dieser Beifall verschlug ihm die Sprache.

So entwarf ich mit unserem Kreuzfahrt-Team ein neues Bordprogramm, alle gaben dabei mehr als ihr Bestes. Kaum zu glauben, aber die Atmosphäre an Bord war von da an von Wertschätzung und Family-Feeling geprägt. Leute aus der Crew begannen, unsere Gottesdienste mitzuverfolgen.

Als wir in Genua ankamen, flossen bei der Crew Tränen, und sie sagten, so etwas hätten sie noch nie erlebt. Wir waren für sie echt zu «Wegweisern zum Leben» geworden; es vermittelte ihnen den Geschmack von etwas, das sie bis dahin so nicht gekannt hatten.

Und noch etwas: Auf dieser Reise habe ich angefangen zu lernen, was Krisenkommunikation und Krisenintervention wirklich heißt. Das war hilfreich für viele spätere Erfahrungen.

Todmüde, aber glücklich kamen wir dann in Genua an. Ein großer Teil der Gäste kam ein Jahr später mit auf eine eingescho-bene Ersatzfahrt.

Gott ist ein guter Gott! Das wussten wir zwar vorher schon – aber jetzt, nach all diesen Erlebnissen, noch viel mehr!

«Es soll euch zuerst
um Gottes Reich
und Gottes Gerechtigkeit gehen,
dann wird euch das Übrige
alles dazugegeben.»

– *Matthäus 6,33*

«Richte deine Augen
und dein Herz
auf das,
was ist.
Und nicht auf das,
was nicht ist.
Denn ich bin sicher,
egal, wo du bist:
Du wirst immer Dinge finden,
für die du dankbar sein kannst.»

– *Johannes Wirth*

